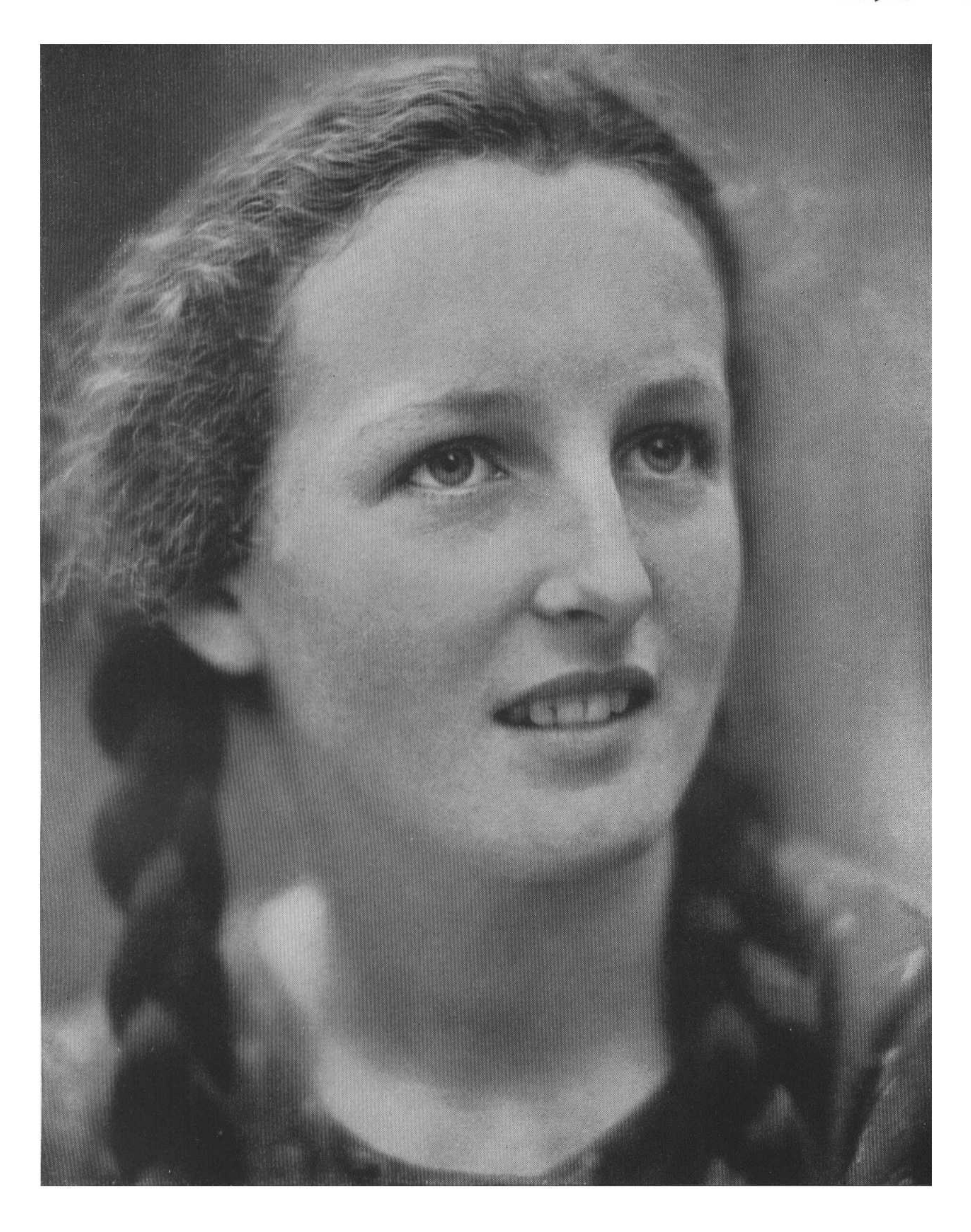
Ferne, wie ihn die nordische Seele hat, sondern einen Spiel-Raum zur Entfaltung seiner Gebärde. Dieser Spiel-Raum füllt sich leicht mit schwülem Dunst, und dann zucken die Funken zwischen der Seele und ihrer Umwelt. Diese Seele hat keine abgründigen Tiefen, doch sie erhitzt sich leicht und spannt sich und will sich entladen. Das gilt für alle Lebensgebiete, nicht allein für die Geschlechterliebe.

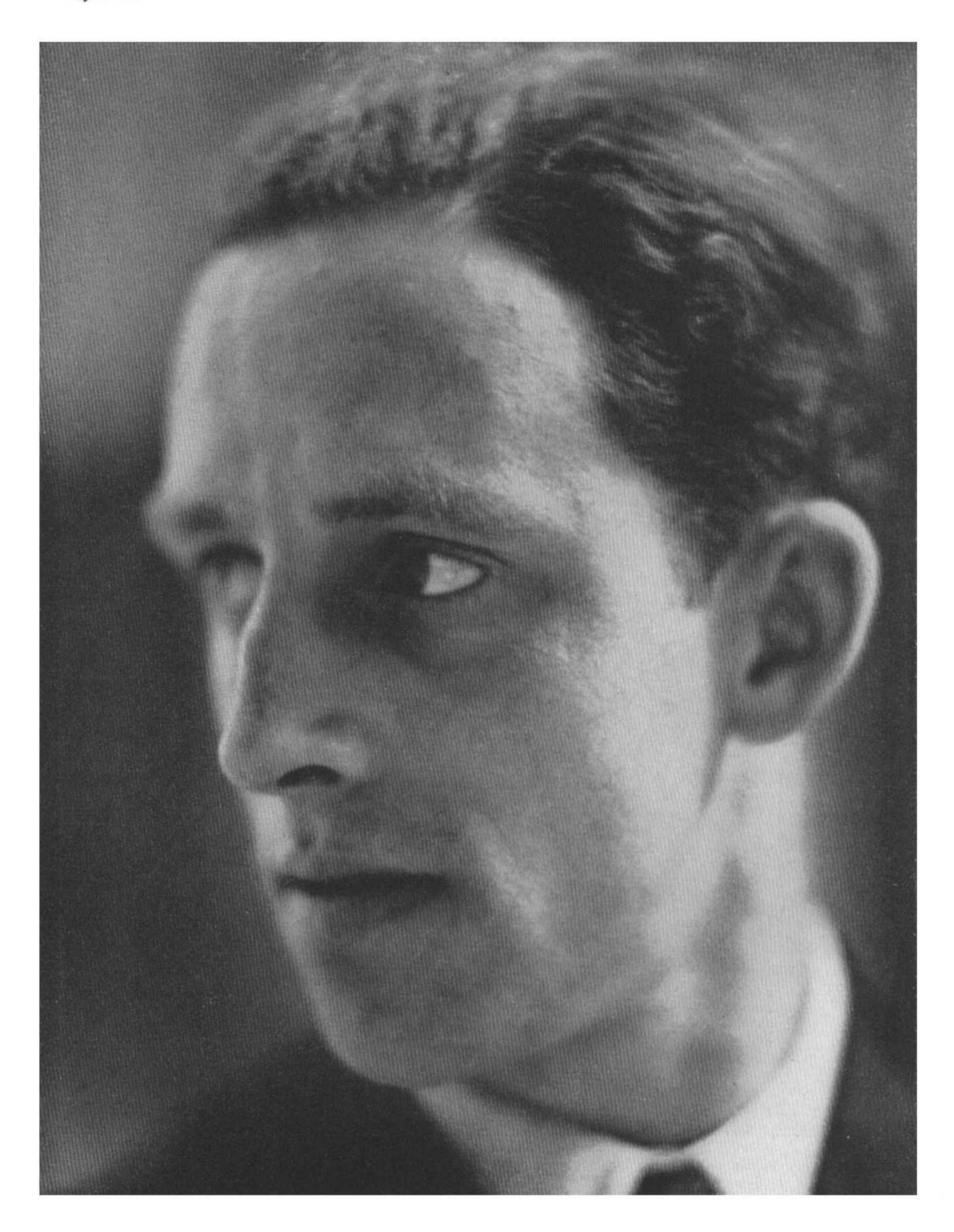
Dem nordischen Menschen wird selbst der Geschlechtsakt zu einer Art von Leistung. Er verliert auch da nie völlig seine Sachlichkeit. Hiervon ist der Mittelländer frei: er liebt und begehrt und begattet als ein Meister des Spieles, und sein Abstandsfeld, sein Spiel-Raum, wird ihm dann zu einem Tanzplatz auf der festlichen Höhe seines Daseins. Wer Beispiele sucht, mag den Decamerone lesen oder Casanovas Abenteuer. Wollte ein Norde dem Beispiel Casanovas folgen, so würde er unsittlich werden, unedel; er würde in den Abgrund seiner Seele stürzen, denn er würde freveln gegen sein Artgesetz. Casanova kann nicht unsittlich werden im nordischen Sinne, denn in seiner Seele gilt nicht das nordische Sittengesetz. Der Norde darf nicht, was Casanova darf: und Casanova darf es, weil er Mittelländer ist und ein Meister der Anmut im Spiele. Und selbst die Hafendirne mittelländischen Stiles — mag sie noch so verworfen sein und noch so schmutzig — wird sich, solang sie jung ist, einen Zug von Anmut bewahren, denn sie ist die geborene Spielerin. Die nordische, mehr noch die fälische Dirne hat meist einen Zug von Roheit.

Nordische oder doch nordisch erzogene Frauen neigen dazu, „Komplimente" abzulehnen, ja gelegentlich durch sie beleidigt zu sein: sie seien ja doch nicht wahr oder nicht ernst gemeint. Die mittelländische Frau fragt nicht nach dem Wahrheitsgehalt einer galanten Bemerkung, sie empfindet nur ihren spielerischen Wert. Anmut im Spiele ist ihr mehr als Wahrheit. Ihr gegenüber darf und kann man „Kavalier" sein. Dieses Spiel ist echt und ist auch wahr auf seine Weise, denn es ist nichts als Spiel und will nicht mehr bedeuten.

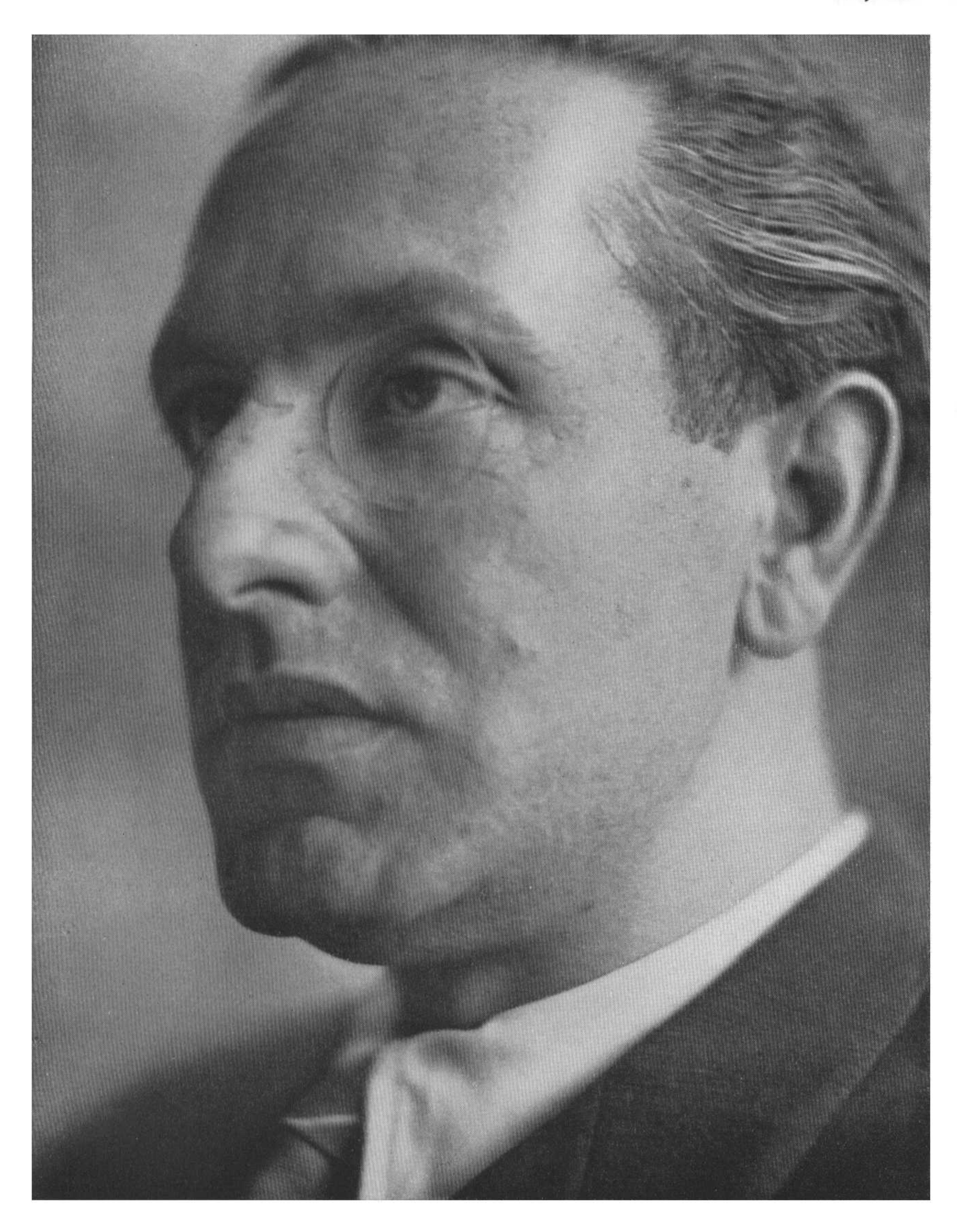
Das vornehmste Spielzeug in der Hand des Mittelländers ist der Mensch: der Mann vor den Augen des Weibes und das Weib vor den Augen des Mannes. Der Spieler spielt mit sich selbst und zugleich mit dem, der zuschaut, und wiederum der Zuschauer spielt mit dem Spielenden. Das ganze Leben des mittelländischen Menschen spielt sich gleichsam auf einer Bühne vor Zuschauern ab, und der wichtigste Zuschauer ist für den Mann das Weib und für das Weib der Mann.



Jungmädchen aus der Südostmark, nordisch-mittelländisch(-„dinarisch")



Junger Südostmärker, mittelländisch-nordisch



Italienischer Denker normannischer Herkunft (Baron J. Evola). Wesentlich mittelländisch gebaute Gesichtsformen werden in nordischer Weise gebraucht. (Vgl. S. 129)



Athenerin (geboren in Trikkala), mittelländisch

In ihrem Amt als Zuschauerin des vor ihr spielenden Mannes liegt der vornehmste Wert des Weibes in aller mittelländischen Gesellschaft.

Nicht überall tritt dieser Zug mit voller Deutlichkeit hervor. Da und dort im Mittelmeerlande hat die Rolle der Frau unter morgenländischem Vorbild gestanden und hat sich dadurch verschoben und ihre ursprünglichen Züge verhüllt. Aber dies eine hat kein fremdes Vorbild zerstören oder verhüllen können: das Wesensgesetz des mittelländischen Weibes, daß all ihr Dasein sich im Spiele mit dem Manne erschöpft. Die Mädchen werden oft in fast klösterlicher Männerfremdheit erzogen, und dennoch lehrt jeder Blick eines solchen Mädchens, daß all ihr Erleben sich in einer Spannung zwischen der Seele und den Sinnen abspielt; durch die männerferne Erziehung wird diese Spannung noch vermehrt. In ihrer Seele ist kein gefährlicher Abgrund, in den sie hinunterstürzen könnte. Vom Norden aus gesehen, nimmt ein solches Wesen sich seelisch seicht — sagen wir lieber: untief — aus; aber mit eigenem, artrechtem Maße gemessen, geben die Dinge sich anders: das Weib ist hier ganz Weibchen und ist nicht mehr als das, aber diese Weibchenhaftigkeit ist in ihr durch vollendete Anmut geadelt und ist von tierhafter Unschuld. Das Weib will hier und ist hier vollendete Gegenwart. Sie „fordert" nichts vom Manne, sie stellt ihm nicht „Aufgaben"; sie ist nicht „ein Problem" und nicht „eine Sphinx", sondern sie ist ganz einfach da und beglückt und bezaubert durch ihre lebendige Anmut des Daseins.

Die nordische Frau, deren Lebenswerte am Begriff der Leistung hangen, ist dem Manne Gefährtin: Streitgefährtin in seinem Lebenskampfe und Werkgenossin an seinem Lebenswerke; sie leistet und ist Freund. Eine Verbindung zwischen einer nordischen Frau und einem nordischen Manne, die sich in einem Spiel zwischen Kavalier und Dame erschöpfte, ist zwar möglich und im gesellschaftlichen Leben oft verwirklicht worden, aber nicht als eine vollwertige Ehegemeinschaft im nordischen Sinn. Nordisch gesehen, ist eine solche Verbindung menschlich wertlos, denn sie spielt sich — zwischen nordischen Menschen — nicht auf der Wertseite der artrechten Wertordnung ab. Im nordischen Leben bedeutet solches Spiel, sobald es ernst wird, eine Verbiegung der nordischen Linie im Sinne eines fremden Artgesetzes. Was dem mittelländischen Menschen artrecht ist, kann für nordischen Menschen artunrecht oder gar artwidrig sein: so wie hier.

Das gilt auch umgekehrt für den mittelländischen Menschen: auch er verbiegt seine Art und handelt ihr entgegen, wenn er nach nordischem Vorbild handelt. Das mittelländische Weib darf nicht, was das nordische darf. Zu einer mittelländischen Dame, die mich um meine Reisen beneidete, sagte ich einmal scherzend: sie sei herzlich eingeladen. Aber ich wußte wohl, daß dies unmöglich war. Eine nordische Frau zwar kann — unvermählt — mit einem nordischen Manne reisen, ohne daß ihre Würde leidet. Sie weiß, daß es von ihr selbst abhängt, ob sie dem Manne Kamerad, vielleicht Mitarbeiterin sein will oder seine Geliebte. Ihr selbständiges Gewissen entscheidet frei; der Mann wird sie vielleicht begehren, aber nicht bedrängen. Das einzige, was durch eine solche Reise leiden könnte, ist ihr Ruf in der Gesellschaft. Der Klatsch kann ihr sehr aufsässig werden und ihr äußerlich schaden, ihr vielleicht manche schwere Stunde bringen; aber vernichten kann er sie nicht, weil kein Geschwätz das Urteil ihres Gewissens überschwätzen kann. Im Innersten ist sie frei vom Urteil der Gesellschaft, oder sie *kann* sich doch freimachen davon, denn nordisches Wesen gründet in sich selbst. Die mittelländische Frau vermag das alles nicht: sie gründet nicht in sich selber, sondern in der Gesellschaft, die ihr zuschaut. *Goethes* Wort:

Das selbständige Gewissen
ist Sonne deinem Sittentag

ist mittelländisch völlig unverstehbar. „Selbständiges Gewissen" waltet in der *nordischen* Seele; es in ihr befreit zu haben, ist die Tat des echten Protestantismus, der die nordische Antwort und Selbstbesinnung darstellt gegenüber südlichen, z. T. eben mittelländisch bestimmten Glaubensformen. Der Mittelländer aber ist gar nicht „selbst" im Sinne dieser nordischen Selbständigkeit: er hat keine solche innere Sonne seines Sittentages, um die sein sittliches Dasein schwingen könnte. All sein Dasein ist auf etwas außer ihm selbst, nämlich auf die Gesellschaft, auf die Genossen der Gemeinschaft, also auf die Anderen bezogen: ohne diese ist er schlechthin nichts. Der Norde kann einsam sein und ist es im tiefsten Grunde immer; der Mittelländer ist niemals einsam, er ist höchstens einmal allein.

Liest er also jede sittliche Entscheidung gleichsam von den Augen seiner Zuschauer ab, so ist er in seinem Glaubensleben ein williger Diener des Dogmas. Den eigenen Gott auf eigenem Wege zu suchen,

der vielleicht weit ab führt von allem, was die Seele verbindet mit den Genossen der Gemeinschaft; Gott auf dem Weg ins eigene Herz zu suchen, wo keine fremde Stimme mehr hereinklingt — all solches Beginnen mutet den Mittelländer wie ein Gottesfrevel an. Er fühlt nicht den Beruf, als Einzelner den eigenen Glauben zu gestalten, verantwortlich allein dem eigenen Gotte; er nimmt und glaubt, was ihm der Priester bietet. Dogma schließt einen Ring um die Gemeinschaft und schützt die Seele vor dem Einsamsein. Gottesdienst ist der mittelländischen Seele ein festliches Schaugepränge, in welchem sie sich inbrünstig verbunden fühlt mit der gläubigen Schar der Beter. Ihr Gebet will sie laut und schön im Wechselchore sprechen.

Auch die mittelländische Seele, so sagten wir, lebt im Abstand. Aber wenn der nordische Abstand sich zu weiten vermag ins Endelose, bis die Seele in vollendeter Einsamkeit verbleibt, so ist der Spiel-Raum des Mittelländers von einem Zuschauer-Raum umgeben, und diese Tribüne bildet für ihn die Grenze alles Abstands. Der Mittelländer rückt niemals dem Andern taktlos auf den Leib, wie es der Vorderasiate tun kann; der Spiel-Raum zwischen Mensch und Mensch ist wohlgemessen. Mittelländischer Abstand ist ein Abstand von einem Zuschauer zum andern, da ja doch jeder — über allem, was er sonst noch sein mag — für den Andern ein Zuschauer ist. Darum sind diese Menschen immerfort voll Neugier, da sie ja ihrem Wesen nach zum Zuschauen bestimmt sind. Der Mittelländer vermag nicht zu verschwenden, weder im schöpferischen noch im alltäglichen Sinne. Verschwendung des Schaffenden ist ein Flug empor aus aller Gemeinschaft; Verschwendung ist einsam, auch wenn sie gesellig scheint. Der Mittelländer aber verlöre sogleich sein Wesen, wenn er die Tribüne seines Daseins überfliegen wollte.

Auch das mittelländische Erleben gipfelt in einem Heldentume. Aber wenn das nordische Heldentum sich in der Einsamkeit vollendet, so kann der Mittelländer ein Held sein nur vor dem Chore der zuschauenden Gesellschaft: ein Held vor der Tribüne. Er will nicht nur den Sieg, er will auch den Triumph: er will den Fuß auf den Nacken des zuckenden Feindes setzen, will mit der siegreichen Waffe hinauf zur Menge grüßen und sein Ohr umbrandet fühlen von einem vieltausendstimmigen „Ave Triumphator!“ Ein Sieg ohne Zuschauer ist ihm nichts. Und es geschieht ihm deshalb leicht, daß er den Sieg nur vortäuscht, um den berauschenden Zuruf zu ernten. Hier liegt die große

Gefahr für die mittelländische Seele: daß sie dem Scheine verfällt, und daß dann aus dem meisterlichen Spieler ein Theaterheld im schlechten Sinne wird.

Der mittelländische Mut ist immer ein Mut vor Andern. Auch dort, wo er im Grunde nicht vorhanden ist, muß er gespielt werden, sobald ein Zuschauer da ist. Derselbe Mann, der — allein — die Flucht ergreifen würde, hält stand und greift an, wenn auch mit zitternden Gliedern, sobald er fühlt, daß man ihm zuschaut. Statt des echten Mutes, wenn er diesen nicht hat, zeigt er einen Bühnenmut. „Ma guerre est finie“, sagte ein französischer Flugzeugführer, der 1917 gefangen wurde, nachdem er eine wehrlose deutsche Stadt mit Bomben beworfen hatte. Er schien sehr befriedigt von seiner Gefangennahme. Er konnte sich's leisten, denn sein Begleiter war tot: er hatte keinen Franzosen als Zuschauer. — Die Franzosen sind zwar weit davon entfernt, rein mittelländische Menschen zu sein, aber im wesentlichen gilt bei ihnen doch noch immer mittelländischer Stil als inneres Vorbild. Gerade darum, weil sie ihres Artgesetzes nicht sicher sind — die uralte ostische Unterschicht hat dort blutlich seit langem durchgeschlagen und bestimmt heute das äußere Bild des Durchschnittsfranzosen, und auch das nordische Blutserbe westgotischer, burgundischer, fränkischer und normannischer Herkunft ist noch nicht völlig erloschen — gerade darum, weil sie bei weitem nicht reine Mittelländer sind, neigen sie zu Übersteigerungen und Verzerrungen des mittelländischen Stiles. Daher kommt es, daß zwar e i n Franzose meist erträglich ist, zwei aber schon nicht mehr, weil dann jeder sich vor dem anderen aufspielt.

Auch die mittelländische Schönheit ist ihrem Wesen nach nicht eine Schönheit in sich, sondern eine Schönheit vor andern: eine Schönheit im Spiele. Sie bevorzugt die Puderquaste und den Schminktopf vor dem Badeschwamm. Die mittelländischen Damen und Dämchen sind alle ein wenig geschminkt: sind sie es nicht, dann sind sie eben nicht echt. Der Norde neigt ja dazu, gerade hier von Unechtheit zu sprechen, doch das ist nordisch gesehen und tut dem Mittelländer unrecht. Warum soll die Bemalung der Haut, die dunkle Linie am unteren Augenlide — warum soll sie nicht ebenso „echt“ sein, wie die Perlenkette am Halse? Wenn die nordische Frau sich schminkt, wird sie lächerlich; die mittelländische nicht. Nordische Schönheit soll in sich selber gründen, mittelländische Schönheit ist Schönheit für die Tribüne.

Der nordische Mann, der von der Frau ein selbständiges Gewissen erwartet, räumt ihr auch das Recht ein, auf eigene Hand zu irren, solange sie niemand als sich selbst verantwortlich ist. Ihr Wert als Weib erlischt nicht mit der Irrung, denn er hängt nicht an der Unberührtheit ihres Leibes. Desto ernster nimmt der artrecht lebende nordische Mann die Ehe und desto schwerer einen ehelichen Treubruch. — Der mittelländische Mann fordert unbedingte Jungfräulichkeit. Dabei spielt das kirchliche Dogma eine Rolle und das Vorbild der heiligen Virginität; der tiefste Grund aber liegt doch wohl in der Furcht, lächerlich zu werden in den Augen der Zuschauer. Mit der Vermählung aber kann die mittelländische Frau geschlechtliche Freiheit gewinnen. Der Ehebruch ist zwar ein Übel, weil er den Gatten lächerlich macht. Deshalb muß er streng verborgen, nicht aber vermieden werden.

Das Erleben des Mittelländers ist, um es einmal mit fremden Schlagwörtern zu sagen, intensiv und explosiv. In erotischer Hinsicht z. B. ist der Mittelländer einer Pulverladung vergleichbar, die schon der kleinste Funke entzündet und sprengt. Die Liebe des Mittelländers fühlt sich anders an als die des Norden. Die Liebe des Norden „wird“: sie entfaltet sich aus einem Keime der Sehnsucht und kann dann mächtig wachsen, wie ein starker Stamm, der immer tiefer seine Wurzeln treibt. Die Liebe des Norden, wenn sie edel ist, entspringt in der Seele und greift dann in die Sinne. Aber sie m u ß nicht in die Sinne greifen. Der nordischen Seele ist es gegeben, ihre Liebe ganz in ihrem Bereiche zu halten, so daß die Sinne nichts erfahren von ihr. Dem Mittelländer ist ein solches Verhalten unverstehbar, ja lächerlich, und er glaubt nicht an diese Möglichkeit. Seine Liebe entspringt in den Sinnen, fällt wie ein Feuer ins Blut und erhitzt die Seele und den Spiel-Raum der Seele bis ins unerträgliche. Der Norde vermag es, seine Liebe schweigend in sich zu tragen, jahrelang. Der Mittelländer schreitet sofort zur Tat: er muß ersticken, wenn seine Spannung nicht gelöst wird. Er baut nicht erst eine Brücke über den Abstand: sein Abstand ist wie mit heißer Luft erfüllt, seine Funken durchschlagen ihn spielend. Hinreißend kann eine solche Liebe wirken, auch auf nordische Frauen. Sind aber seine glutgeladenen Sinne erlöst, so kann es sein, daß seine Liebe plötzlich wieder abnimmt, wie jene südländischen Gewächse, die rasch aufblühen und dann noch rascher welken. Und dennoch ist auch eine solche Liebe echt, denn sie ist artrecht mittelländisch:

sie ist so echt, wie jene Gewächse echt sind. Was hat die Echtheit zu tun mit der Dauer?

Auf eine dauernde Bewährung seiner Liebe also kann sich der Mittelländer wenig verlassen. Die Unberührtheit des Mädchens, die von ihm so hoch gewertet wird, ist immer in Gefahr, verschwendet zu werden an den Augenblick, ohne daß aus dem Augenblick eine dauernde Bindung entspränge. Solche Verschwendung bedeutet — mittelländisch — einen fast völligen Wertverlust: darum muß die Jungfräulichkeit um jeden Preis erhalten werden bis zur Ehe. Der Mittelländer behütet streng das Mädchen und trennt die Geschlechter aufs peinlichste bis zur Vermählung. Der Begriff der Jungfräulichkeit wird dort freilich oft ebenso grob äußerlich genommen, wie z. B. vom deutschen Bürgerlichen Gesetzbuch bisher der Begriff des Ehebruches. Die „demi-vierge", die geschlechtlich genießt und nur eben den Akt der Begattung vermeidet, gilt — wenigstens in ihren eigenen Augen — immer noch als Jungfrau.

Die Begattung ist, nordisch erlebt, eine Befreiung. Die Seele wird frei von der Umklammerung der Sinne: je mehr die Lust abnimmt, desto reiner und freier wird dann die Liebe. Die Begattung reinigt den Abstand, und die Seele bewegt sich wieder frei in ihrem artrechten Felde. Die nordische Liebe blüht am vollsten zwischen den Begattungen. — Mittelländisch erlebt, ist die Begattung eine Entladung der Seele, sie ist ein Augenblick, der höchsten Genuß in sich versammelt: vollendete, gesteigerte Gegenwart. Mittelländisches Liebeserleben gipfelt in der Begattung. Das Amt der Sinne ist es, die Seele wieder zu spannen. Die Pausen sind nur ein Weg, ein Kräftesammeln, ein Vorspiel neuen Begehrens. Der Abstand von Mensch zu Mensch wird hier zu einem Felde der Entladungen; und deren jede ist ein Augenblick, der vergeblich bemüht ist, sich zur Ewigkeit zu dehnen.

Spannung und Entladung bestimmen den Stil der mittelländischen Liebe, sie kennzeichnen auch den mittelländischen Haß. Der nordische Mensch neigt nicht zum Hasse, eher zur Verachtung. Der Abstand schützt ihn davor, daß eine Kränkung an ihn herankommt. Er betrachtet sich „den Fall" aus dem Abstand, rückt ihn sich gegenüber, urteilt, verurteilt, zuckt die Achsel und geht seiner Wege. Was geht es die Seele, die in sich selber gründet, schließlich an, wenn ein anderer ihr gegenüber den Anstand bricht? Wenn der andere versagt, so ist damit

dieser andere gerichtet — er mache das mit sich selber ab! Aus dem Leben im Abstand kommt jene nordische „Objektivität“, jene Sachlichkeit, die den Haß nicht gedeihen läßt. — Der Mittelländer aber kann hassen. Auch der Haß fällt ihm ins Blut wie Feuer und kann ihn zu Frevel und Meintat und bis zum Wahnsinn treiben: die Spannung will entladen sein um jeden Preis. Davon mag folgende kleine Geschichte ein Zeugnis geben, die ich mir vor Jahren aus irgendeiner Zeitung ausgeschnitten habe.

„Ludovic Marcieu hieß ein junger französischer Schriftsteller, der im Jahr 1914 einen außerordentlichen Erfolg hatte mit einem Buch, das er ‚Amour Vainqueur‘ nannte. Das war nicht sein erstes Werk, er hatte bereits mehrere große literarische Siege errungen, aber keiner kam dem Eindruck des ‚Amour Vainqueur‘ gleich. In sechs Monaten wurden 150 Auflagen verkauft, er bekam den großen Literaturpreis der französischen Akademie und wurde von der Presse mit Lorbeeren überschüttet. Sein Triumph war einzig dastehend.

„Da plötzlich brachte die Zeitung ‚Gil Blas‘ eine kleine Notiz, daß ‚Amour Vainqueur‘ gar nicht der Originalroman sei, für den er ausgegeben wurde. Er sei ganz einfach ein Plagiat. Das Original des Buches sei ein englischer Roman ‚Love's Joy‘ von Lewis Jones, in Melbourne 1875 herausgegeben.

„Das Gerücht ging durch alle Zeitungen: Plagiat oder nicht?

„Da trat Emile Faguet auf und schrieb im Journal des Débats, nachdem er selber ein Exemplar von ‚Love's Joy‘ bekommen hatte:

„‚Meine Leser können bezeugen, daß ich niemals die leiseste Abneigung gegen Ludovic Marcieu gehabt habe. Man weiß vielmehr, mit welcher Freude, mit wie wachsender Begeisterung ich die drei Bücher — drei Meisterwerke — besprochen habe, die dem ‚Amour Vainqueur‘ vorangingen. Man weiß auch, wie hoch ich dieses Buch erhoben, wie ich die Originalität des Themas, die Vollkommenheit des Stiles gelobt habe.

„‚Deshalb erfülle ich heute mit schwerem Herzen nur die Pflicht, feierlich zu erklären, daß dies Buch ‚Amour Vainqueur‘ nur eine wortgetreue Übersetzung des englischen Romans ‚Love's Joy‘ ist — abgesehen von ein paar Personennamen.

„‚Ich sage ‚wortgetreue Übersetzung‘. Dieser Ausdruck ist von Victor Richet und Arthur Saundersson, vereidigten Übersetzern, angewandt worden, denen ich ‚Love's Joy‘ zur Lektüre übergeben hatte.

Von Anfang bis Ende, Kapitel für Kapitel, Zeile für Zeile, ist ‚Amour Vainqueur' nichts anderes als eine rein sklavische Übersetzung von Lewis Jones' Meisterwerk.

„‚Ich erkläre hiermit, daß ich weder literarisch noch menschlich mehr mit einem Manne zu tun haben will, der in dieser Weise sein Talent und seinen Stand entehrt hat.'

„Zwei Tage später wurden die Pariser Morgenzeitungen überschwemmt von grauenvollen Schilderungen des 'Dramas in der Rue Raynouald': Nemesis fordert ihr Blutopfer ... das Gericht über den Schurken ... Keine Worte waren farbig genug, um die furchtbare Szene auszumalen, die sich vor Ludovic Marcieus altem Kammerdiener abgespielt hatte. Dieser war am Morgen in das Zimmer seines jungen Herrn eingetreten, herbeigerufen von dessen wildem Geschrei, und hatte den jungen Schriftsteller leichenblaß auf bloßen Knien im Zimmer umherrutschen sehen, schluchzend wie ein Kind, wimmernd wie ein Tier. In der Hand hielt er eine Nummer des Journal des Débats — die Nummer, in der Emile Faguet sein Urteil gefällt hatte.

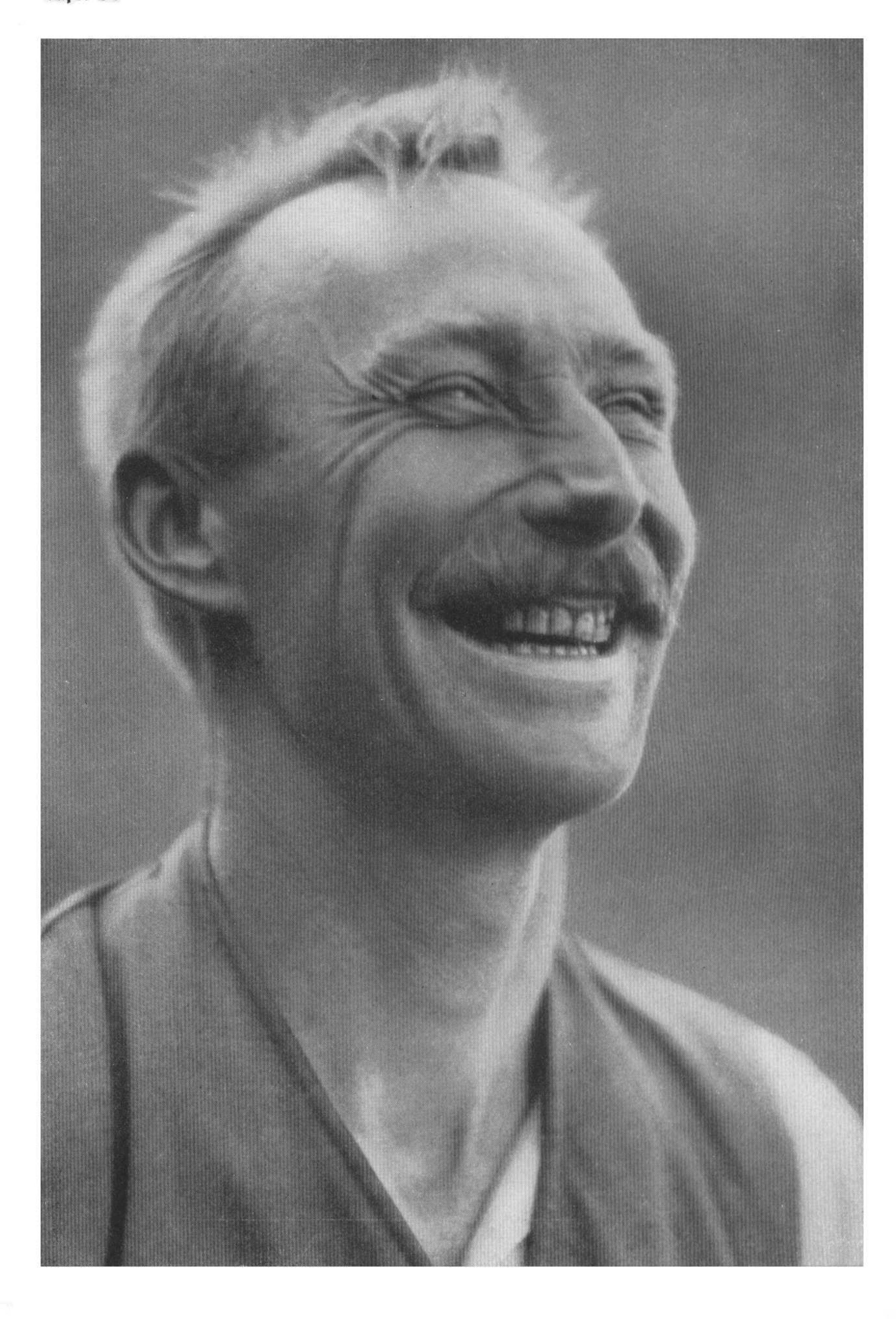
„Ludovic Marcieu mußte als unheilbar Kranker in das Irrenhaus gebracht werden.

„Der Krieg brach aus. Im Oktober 1916 bekam der Vorsitzende des französischen Schriftstellerbundes einen Brief aus Verdun, von Hauptmann Philibert Destaing:

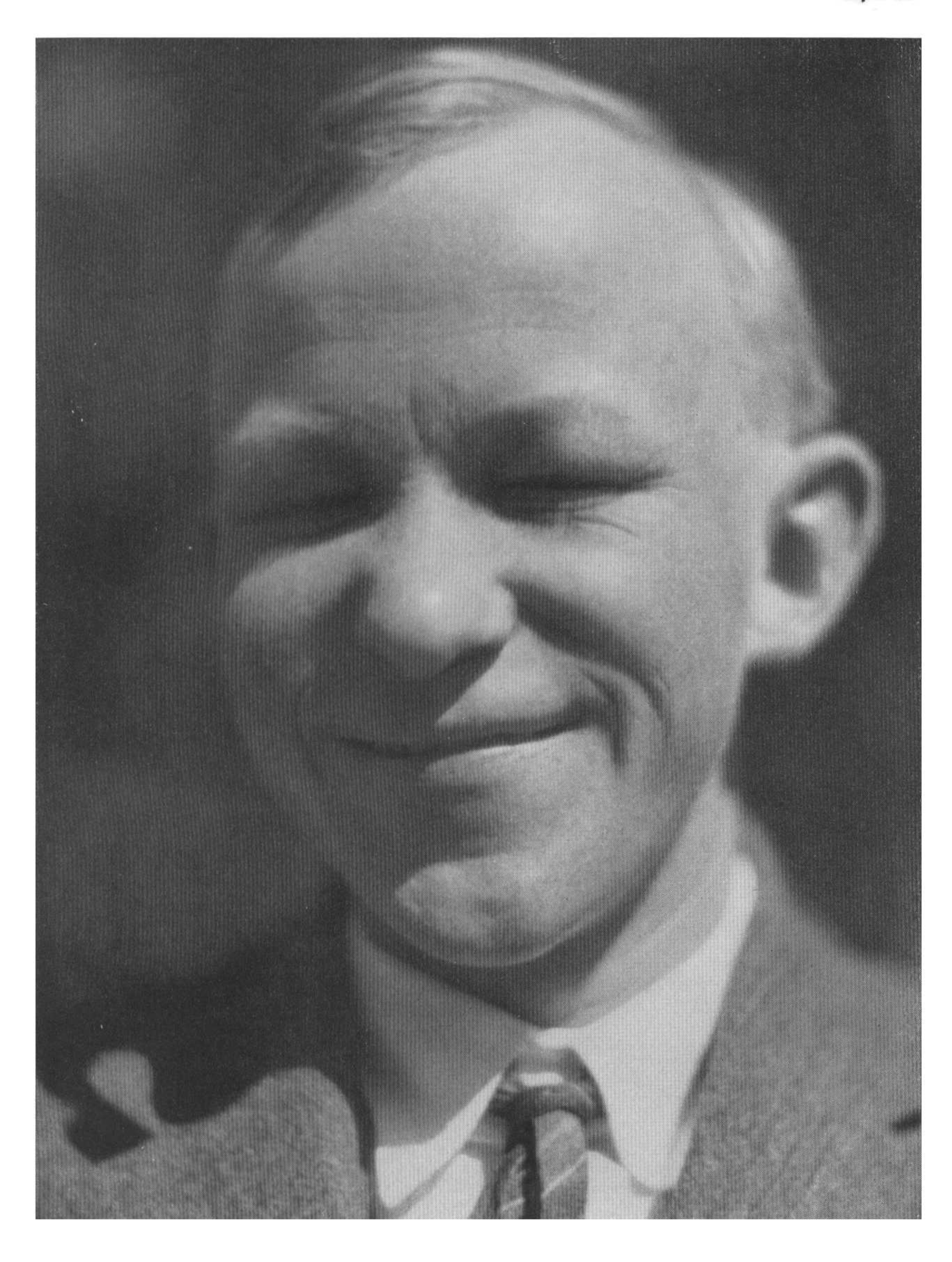
„‚Ich habe eine Ahnung, als ob ich bald sterben werde. Ich will nicht aus der Welt verschwinden, ohne die Wahrheit in der Plagiataffäre aufzudecken, in die Ludovic Marcieu verwickelt wurde. Er hat sich nie eines Plagiats schuldig gemacht, Marcieu ist der alleinige Verfasser von ‚Amour Vainqueur'. Ich hatte Marcieu eine furchtbare Rache geschworen. Ich habe sie unversöhnlich durchgeführt, und Marcieu hat das Schicksal erlitten, das ich ihm wünschte. Er, mein Jugendfreund, hatte mich feig betrogen, da, wo ich am meisten liebte. Ich gab den Schlag zurück. Und traf ihn in dem, was für ihn das Kostbarste war: in seiner Ehre. Da ich Englisch ebensogut kann wie Französisch — meine Mutter war eine Nordamerikanerin — habe ich ‚Amour Vainqueur' ins Englische übersetzt. — Als die Übersetzung fertig war, ließ ich sie in einer Schweizer Druckerei drucken, deren Setzer nicht Englisch konnten. ‚Love's Joy' ist in nur zehn Exemplaren gedruckt worden, von denen neun in dem untersten Fach meines Schreibtisches liegen.'



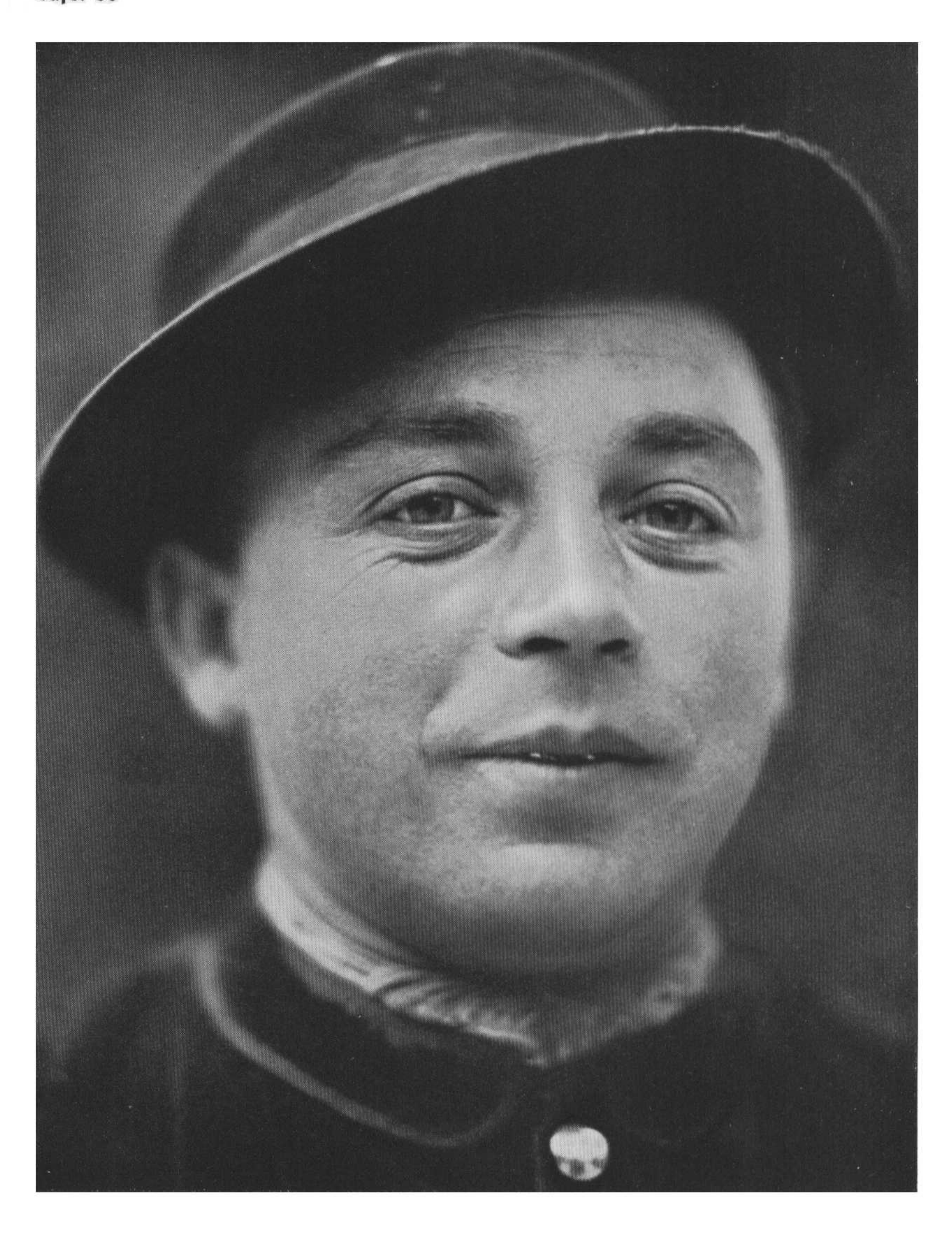
Wesentlich ostisches Antlitz. Frau aus dem Bayrischen Wald



Das nordische Antlitz lacht aus sich heraus. Friese, nordisch (derselbe wie auf Tafel 1 u. 22)



Das ostische Antlitz lacht in sich hinein. Junger Schwabe mit wesentlich ostischen Zügen (Gesichtslänge und Farben nordisch)



Jungbauer aus dem Oberinnviertel, wesentlich ostisch in Gestalt und Ausdruck

„An dem Tage, als dieser Brief in der Presse veröffentlicht wurde, wurde Hauptmann Destaing von einer feindlichen Granate zerrissen."

Ich weiß nicht, ob alle diese Geschehnisse sich tatsächlich so zugetragen haben, wie es hier erzählt wird. Für uns ist wichtig nur das eine, daß diese Geschichte *innerlich* wahr ist: sie ist möglich, sie *könnte* sich jederzeit so abspielen im mittelländischen Leben, denn sie zeigt mittelländischen Stil. Mittelländisch ist zunächst die Rache des Hauptmanns. Marcieus „feiger Betrug" führt den Betrogenen nicht zu eiskalter Verachtung gegenüber beiden, dem Betrüger und der unwürdigen Geliebten, nicht zu einem Weitergehen, wenn auch durch tiefen Schmerz, sondern zur „revanche", der Rache mittelländischen Stiles: der Entladung seines ihm unerträglichen Hasses. „Ich gab den Schlag zurück." Zwei Jahre lang spart und häuft er den Zündstoff in seiner Seele, übersetzt das Buch seines Feindes in eine andere Sprache, bis der erlösende Tag der Vergeltung endlich anbricht. Welch ein Aufwand um eines anderen willen, der sich als feige und somit als unwert erwiesen hat! Aber der Hauptmann kann nicht anders: er würde Schaden leiden an seiner Seele, wenn er sie nicht in dieser Tat entlüde. Dann erst kann er ruhig sterben.

Und er weiß, wo er den Feind zu treffen hat: man raube ihm seine Tribüne, das literarische Publikum von Frankreich, und er ist vernichtet. Er weiß: das Bewußtsein der Unschuld wird Marcieu nicht retten, denn was kann seine tatsächliche, lumpige Unschuld ihm bedeuten, wenn die Tribüne geurteilt und verworfen hat? Versetzen wir an die Stelle Marcieus einen echten Norden: ihm wäre ein Wachsen zu solcher Größe möglich, daß er in dem Verluste seines öffentlichen Rufes nichts anderes sähe, als ein machtvolles Schicksal, das ihm den Weg bereitet zu vollendeter Einsamkeit der Seele. Und wenn er dies Schicksal begriffen und gestaltet hätte, dann wäre er außer Gefahr. Alles Schmähen der Menge, aller papierene Unflat hätte ihm nur die eine Bedeutung: das Bewußtsein heimlichen Heldentums in ihm zu steigern. Der Mittelländer aber kennt kein Heldentum ohne Tribüne, denn diese gehört zu seinem Wesen und vollendet es. Ihm kommt auch gar nicht der Gedanke, eine gerichtliche Untersuchung zu erwirken, in der sich ja seine Unschuld erweisen *müßte*: die Tribüne hat ihn verworfen, und das bedeutet Wahnsinn. Seine Ehre ist zerstörbar durch andere, denn sie ist eine Ehre nach außen hin.

Jener Ehrbegriff, der in deutschen Offiziers- und Studentenkreisen galt und z. T. noch gilt — daß einer die Ehre verliere, wenn er eine Beschimpfung nicht mit der Waffe rächt —, dieser Ehrbegriff ist im Grunde mittelländisch und stammt in dieser Form aus der Zeit romanischer Vorbilder. Der echte Norde muß niemals zum Zweikampf fordern. Wenn er es tut, so bestimmt ihn nicht sein sittliches Gewissen, sondern eine Rücksicht auf gesellschaftliche Formen, die zwar aus fremdem Vorbild erwachsen, aber nun einmal da sind: er könnte sie mißachten, ohne sein Wesen zu verletzen, aber er will sie nicht mißachten aus Treue zu einer gegebenen Form. Oder er ist vielleicht sehr jung und ohne Verantwortung: dann wählt er den Zweikampf, weil er ihm eben Spaß macht. Ein echt nordischer Antrieb, zum Zweikampf herauszufordern, ist das Bedürfnis, zu züchtigen und also Richter zu sein, und zwar nicht nur in eigener Sache. Mir sind Fälle bekannt, wo eine Herausforderung zum Zweikampf erging von Männern, die von der Sache, in welcher sie sich zum Richter und Rächer aufwarfen, selbst gar nicht betroffen und an ihrem Teile nicht geschädigt waren. Doch ist wohl jeder wesentlich nordische Mensch davon zu überzeugen, daß der gesellschaftlich bedingte Zweikampf, nordisch betrachtet, im Grunde sinnlos ist. „Sie können mich nicht beleidigen", bedeutet auf nordisch: Ihre Schmähung kommt nicht an mich heran; es bedeutet auf mittelländisch: Ihre Schmähung kümmert mich nicht, denn Sie spielen gesellschaftlich keine Rolle, meine Tribüne nimmt von Ihnen keine Notiz.

Nordischer Ruhm ist ein Ausgriff in zeitliche Ferne; mittelländischer Ruhm wird anders erlebt: er ist nicht Nach-Ruhm, sondern ein Sich-Genießen in vollendeter Gegenwart, ein Sich-bestätigt-Wissen im vielstimmigen Zuruf der bewundernden Gemeinschaft. Statt aller Ferne will der welsche Ruhm den Tag: „le jour de gloire est arrivé"[1]). Die mittelländische Seele genießt ihre eigene Gebärde, wenn sie am Leibe sich ausdrückt, oder besser: sie nimmt genießend die Bewunderung vorweg, um welche die Gebärde ringsum wirbt („quel geste!"):

> Je jette avec grâce mon feutre,
> Je fais lentement l'abandon
> Du grand manteau qui me calfeutre,
> Et je tire mon espadon;

[1]) In den Wörterbüchern findet sich: gloire „heißt Ruhm"; jedoch von innen besehen, haben beide Wörter so gut wie nichts Gemeinsames.

Elégant comme Céladon,
Agile comme Scaramouche,
Je vous préviens, cher Mirmydon,
Qu'à la fin de l'envoi je touche![1])

Auch seinen Sieg erlebt ja der Welsche nicht im ausgestrecktesten Griffe (und niemals in der Einsamkeit); nicht der Augenblick, der — „kurz vorm Siege" kommend — noch Ferne birgt, ist ihm der höchste, sondern ein anderer, der nach dem Siege kommt und ihn genießend ausschöpft in vollendeter Gegenwart. Der geschlagene und blutende Feind ist unentbehrlich als Zuschauer mittelländischen „Triumphes":

Que tes ennemis expirants
Voient ton triomphe et notre gloire![2])

Das Kampferlebnis entspringt der welschen Seele aus einer andern Wurzel als der nordischen; ist nordischer Kampf eine Weise des Ausgriffs in die Ferne und zugleich vollendeter Abstand, so ist mittelländischer Kampf eine Weise der Beziehung im Beschränkten und entspringt zugleich der Furcht vor dem Einsamsein: die welsche Seele bedarf um jeden Preis der Gesellschaft und sucht sie auch im Streite; ihr Streiten ist ihr eine Weise der gesellschaftlichen Beziehung. Die nordische Seele, die in einer inneren Landschaft der Weite lebt, trägt ihren Kampf hinaus ins Immer-Ferne; die welsche Seele, die in einer inneren Landschaft der Spannung lebt, bedarf des Streites zur Entladung ihrer Enge: sie ist „explosible" und bedarf der „sensation" und der „revanche". Aller Versuch, mit Frankreich sich zu „verständigen", ist für uns Deutsche so lange wenig hoffnungsvoll, als Frankreich von mittelländischem Geiste noch wesentlich mitbestimmt ist: so lange fühlt es seine Grenzen bedroht und entlädt sich an seinen Grenzen, und so lange bedarf es der gloire und des triomphe und zu diesem des blutenden Feindes. Die Frage, ob die Grenzen denn — „objektiv" — bedroht seien oder nicht, berührt nicht den Kern der Sache: das Bewußtsein der Bedrohtheit und der Drang nach Entladung erwachsen aus dem Artgesetze der welschgebärdigen Seele und sind nicht entscheidend bestimmbar durch „objektive Tatbestände" und nicht zerstörbar durch „Vernunft".

---

[1]) Edmond Rostand, Cyrano de Bergerac I, 4.
[2]) Schlußzeilen der Marseillaise.

Von Spannung und Entladung bestimmt ist auch die mittelländische Weise der Grausamkeit, die ihrem Wesen nach etwas völlig anderes ist, als die dem Norden mögliche Roheit. Die Behandlung der deutschen Gefangenen in Frankreich gab dafür ein Beispiel. Französische Damen, die — als Gattinnen Deutscher — durch beide Gefangenschaften hindurchgehen mußten, gestanden mir, daß die deutsche Gefangenschaft zwar kein Genuß, doch sachlich und anständig war, die französische aber ein unablässiges Rachenehmen in tausend Kleinigkeiten. Von der in der Welt gerühmten französischen Ritterlichkeit gegen Damen war da gar nichts zu spüren, wohl aber viel vom furchtbaren Gegenteil. Die französische Ritterlichkeit, ursprünglich eine nordisch-mittelländische Gesinnungsform, ist aus der Welt verschwunden und gehört heute den Ausnahmen und sonst dem Reiche der Fabel an. Das alte „edle Frankreich" ist an der Zersetzung seines Blutes gestorben.

Mein Buch „Rasse und Seele" hat den mittelländischen Menschen als den Darbietungsmenschen gezeichnet.

12. Die ostische Seele und ihr Zerrbild.

Auf zweierlei Weise kann ein Mensch sich zu dem ihm eingeborenen Artgesetze verhalten. Er kann seine Wertordnung bejahen, in ungebrochener Linie nach ihr leben und also sich im Einklang fühlen mit diesem in seinem Wesen sprechenden Gesetze. Die Artungen, die wir bisher gezeichnet haben, die nordische, die fälische und die mittelländische Rasse, erläuterten wir an Beispielen solchen Einklanglebens. Auch den Umriß ostischer Erlebensweise, den wir in unserem 5. Abschnitt gaben, faßten wir als eine Linie ungebrochenen Stiles auf, wennschon die Beispiele, die zu seiner Erläuterung dienten, vielleicht keine reinen Zeugnisse ostischen Einklanglebens boten. Zumal der Fall, mit dem wir die Betrachtungen dieses Buches eröffneten, jenes Beispiel von den streitenden Geschwistern im Schwarzwald, zeigte die ostische Schwester des nordischen Bruders in einer Haltung, die nicht allein von ihrem ostischen Gesetze bestimmt schien. Durch die Bezogenheit auf die ihr stilfremde nordische Weise des Streitens war ihre artrechte Streitgebärde gestört und konnte sich nicht rein entfalten. Es schien, sie traute ihrem eigenen Wesen nicht. Sie fühlte sich durch die ihr fremde Art des Bruders unterdrückt und hatte sich trotz

täglicher Auflehnung in ihre Unterdrücktheit längst ergeben. Sie sah „hinauf" und haßte „hinauf" an der „roten Rasse" ihres Bruders[1]). In jedem neuen Streite geriet sie immer wieder „außer sich", weil sie sich eben im Grunde gegenüber allen Menschen der verhaßten Rasse gleichsam außerhalb ihres eigenen rassischen Wesens befand, sobald sie es mit ihnen zu tun bekam. Statt sich auf die in ihrem Blute sprechende ostische Wertordnung zu verlassen, gab sie sich preis an die nordische Wertordnung und fühlte sich von deren Urteil geschlagen.

Der nordische Mensch vermag sich frei zu entfalten in aller germanischen Gemeinschaft, denn solche Gemeinschaft ist ja sein Werk und nach seinem Stile geschaffen. Auch der fälische Mensch behauptet sich in der germanischen Gemeinschaft; sich zu behaupten ist ein Grundzug seines Wesens, das auch vom nordischen Menschen meist für voll genommen wird. Auch der fälische Mensch hat germanischem Leben seinen Stempel aufgedrückt. Ganz anders ist die Lage des ostischen Menschen innerhalb solcher nordisch-fälischen Welt. Alle Werte, nach denen sich germanisches Leben gestaltet, sind ostischem Wesen fremd und entgegengerichtet; und alle obersten Werte seiner eigenen artrechten Wertordnung sind keine germanischen Werte. Nordischer und fälischer Stil zeigen heftige Gegensätze, aber auch nahe verwandte Züge[2]). Nordisch und Ostisch aber sind in keinem einzigen ihrer Züge einander verwandt.

Das Bild der ostischen Seele kann als das äußerste Gegenbild der nordischen Seele gelten. Alle Stilbegriffe, mit denen wir nordisches Welterleben faßten — Abstand und Ausgriff, die Welt als objectum, als Gegenstand für Leistung, die Welt als ein System von Gleisen, die zur Ausfahrt rufen — all dies wird sinnlos im ostischen Bereiche. All jene Stilbegriffe weisen auf Bewegung, die aus der Tiefe der Seele herkommt und „hinaus" drängt. Ist nordisches Erleben „zentrifugal" gerichtet, so möchte man das ostische als „zentripetal" bezeichnen. Doch das hieße schon, ostischen Stil vom nordischen her zu sehen. Denn zum ostischen Wesen gehört nicht ein Drang nach Bewegung, auch nicht einer Bewegung von außen nach innen; ostisches Leben in seiner Vollendung will Bewegungslosigkeit. Man möchte die bewegungslose Enthobenheit die festliche Höhe der ostischen

---

[1]) Vgl. Alexander Pfänder, Zur Psychologie der Gesinnungen (im Jahrbuch für Philosophie und phänomenologische Forschung I, I).

[2]) Vgl. z. B. S. 59 über nordisches und fälisches Schweigen.

Seele nennen, aber auch dies würde das Bild des ostischen Menschen verzeichnen. Festliche Höhe, höchste Augenblicke, Hochgezeiten erleben nur solche Seelen, deren Wesen Bewegtheit ist, so die nordische und die mittelländische Seele.

Wo ostische Menschen in eine Gemeinschaft mit nordischen und nordisch-fälischen Menschen hineingerieten und teilnehmen mußten an einer wesentlich nordisch gestalteten Welt, trat jener Zustand der ostischen Seele ein, den wir vorhin an der Schwester des nordischen Bruders im Schwarzwald bemerkten: die ostische Seele verliert das Vertrauen zu ihrer eigenen artrechten Wertordnung und unterwirft sich gleichsam den ihr artfremden nordischen Werten, wennschon sie von Fall zu Fall immer wieder dagegen aufmurrt. Auch dieses Murren und Maulen zeugt schon von einer Verzerrung des ostischen Stiles, der an sich selbst nicht minderen Wertes ist als irgend ein anderer Stil, sofern er sich rein und im Einklang mit sich selbst entfaltet. Wo aber ein Mensch abfällt von seinem eingeborenen Stilgesetze, da wird er zwar nicht ein anderes gewinnen, aber sein eigenes verzerren und entwerten. Eine solche Seele, die nicht im Einklang lebt mit ihrem eigenen Gesetze, führt ein Zwieklangleben: sie gerät zwischen ihr eigenes und das fremde Gesetz und fühlt sich heimlich minderwertig in den Augen beider, wenn auch dieser Wertverlust bei weitem nicht immer ins Bewußtsein tritt. Der „Stil" (oder Unstil), in dem sie nun lebt, ist ein Zerrbild ihres eingeborenen Stiles. Die Unterscheidung zwischen diesem Zerrbild der ostischen Seele und ihrem artrechten Urbild ist wichtig und eine der schwierigsten Aufgaben der Rassenseelenforschung.

Das Wort „ostisch" soll nicht, wie „nordisch" und „mittelländisch", auf eine bestimmte Landschaft deuten, die als der stilgemäße Hintergrund einer bestimmten Seelenart verstanden werden dürfte. Diese Zusammenhänge sind für den ostischen Menschen und sein Zerrbild noch nicht erforscht. Das Wort „ostisch" weist unbestimmt nach dem Osten. Eine Theorie über Herkunft und „Urheimat" der ostischen Rasse möchte wenigstens ich nicht in das Wort hineinlegen; doch mag es andeuten, im Zusammenhange mit welchen menschlichen Formen seelisch-leiblicher Erscheinung und kulturhaften Ausdrucks wir den ostischen Menschen sehen.[1])

[1]) Die Gründe, die mich veranlaßt haben, die Bezeichnung „ostisch" wieder für die Rasse selbst und nicht nur für ihr Zerrbild zu gebrauchen, habe ich im 6. Abschnitt meines Buches „Rasse und Seele" genannt.

Wir versuchen es nun, einen Umriß ostischen Lebens zu zeichnen, ohne im einzelnen Falle die Frage zu entscheiden, ob unsere Zeichnung überall urbildlich Ostisches oder schon durch artwidriges Vorbild verzerrte Züge gibt.

Um es mit einem Bilde zu sagen: die ostische Seele lebt wie in einer dumpfen Kugel, deren Dunsthülle sich dehnen kann und sich so an die Dinge heranschiebt, aber immer in Bereitschaft ist, wieder in sich zusammenzuschnurren. Durch diese Dunstschicht streckt sie zarte Fühler, mit denen sie erkundet, ob das Befühlte sich in ihre Hülle einverleiben lasse oder nicht. Wenn ja, dann schmiegt sie sich an und saugt sich gleichsam fest und kaut ihren Stoff beharrlich in sich hinein; ist das Berührte fremd und unverdaulich, dann läßt sie es los und zieht sich zusammen. Wir mögen z. B. an einen ostischen Schüler denken, der seine Aufgabe lernt, oder an einen ostischen Gelehrten, der sein Fachgebiet bearbeitet, oder an einen ostischen Händler, der sich eine Kundschaft und ein Vermögen sammelt.

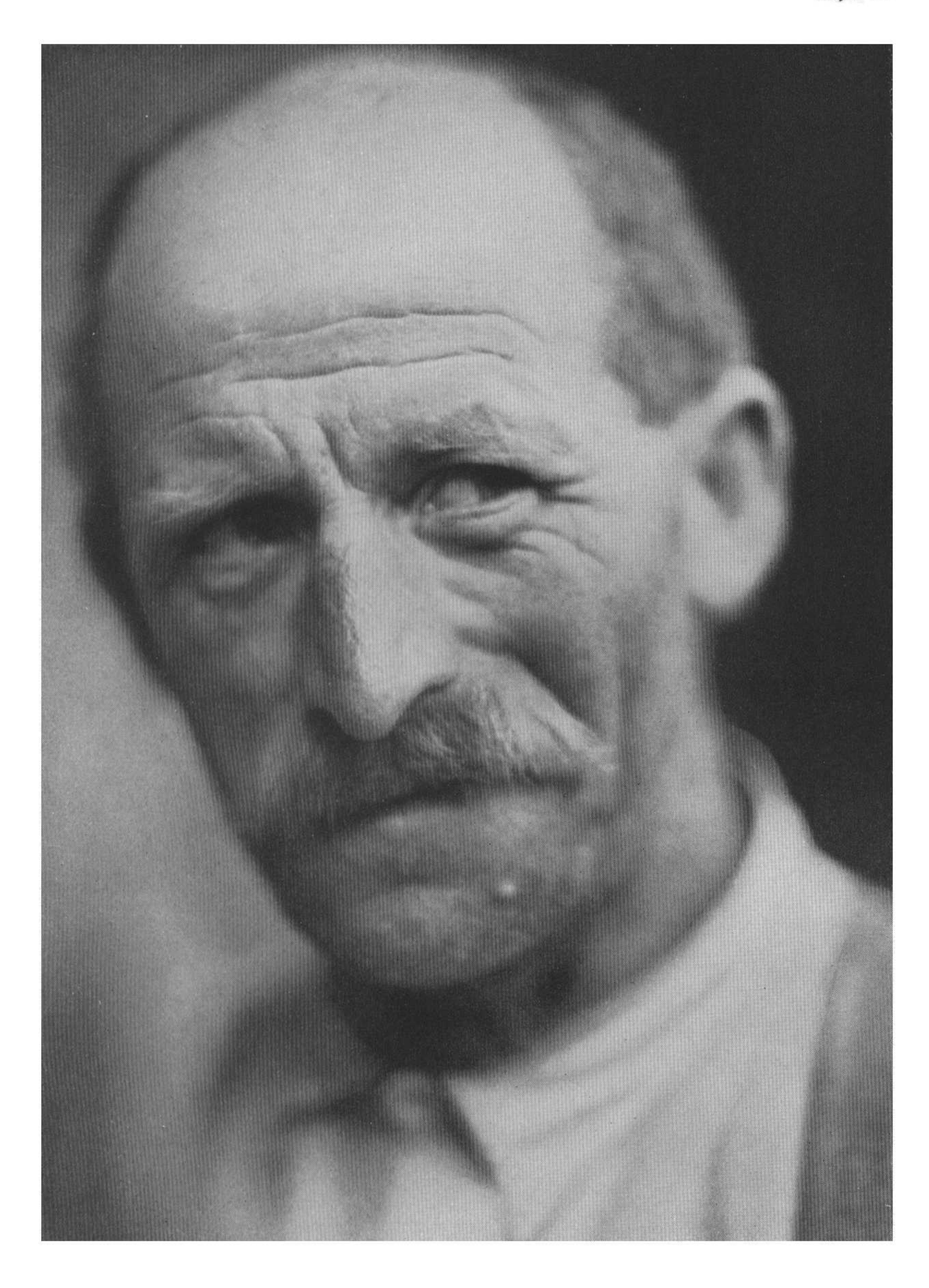
Der nordische Schüler wählt sich aus, was ihm gefällt, und wirft sich begeistert in dies hinein; alles andere aber, was er nicht mag, das schiebt er unbekümmert beiseite. Oder aber er zwingt sich hinein auch in das andere, weil ein brennender Ehrgeiz ihn drängt, es seinen Mitschülern allen zuvorzutun. Der ostische Schüler kennt keine solche Wahl und keine solche Begeisterung. Er sitzt und kaut sein Pensum. Ist er minder begabt für dieses oder jenes Fach, so sitzt er länger und kaut eben mühsamer, aber schließlich verdaut er es doch. Der nordische Schüler ist oft stark abgelenkt: etwa durch eine begeisterte Liebe für seine ausgewählten Fächer, über denen er die andern vernachlässigt, die ihm langweilig sind. Er macht griechische Verse und versäumt die Mathematik; oder er baut von früh bis spät an selbsterdachten Maschinchen und pfeift aufs Griechisch und „schläft“ in der Religion. Oder aber ihn lenkt etwas ab, das ganz außerhalb der Schule liegt, z. B. eine geplante große Wanderung oder sonst eine Unternehmung, eine Schülerfreundschaft oder eine erste Liebe. Dann kann es sein, daß er das ganze Jahr durch „faul“ ist und seine Lehrer zur Verzweiflung bringt und dann sechs Wochen vor Schulschluß — aus Ehrgeiz — doch noch alles leidlich nachholt und das gemeinsame Ziel erreicht. Solche Faulheit und solche „Allotria“ sind den ostischen Schülern fremd. In den Pausen stehen sie gruppenweise beisammen und besprechen eifrig den soeben geschriebenen lateinischen

Stil, während die nordischen Buben sich raufen. Große Entwicklungsnöte kennt der ostische Schüler nicht. Er ist „klug“ und fleißig und die Freude seiner ostischen Lehrer. — Dies gilt für die unteren und die mittleren Klassen, während in den oberen Klassen meist die nordischen Schüler die ostischen überflügeln; die langandauernde nordische Kindlichkeit ist zurückgetreten, die ersten Entwicklungsnöte sind ausgetobt, und damit geben die schlimmsten Allotria vorerst etwas Ruhe. Der nordische Schüler tritt dann — oft plötzlich — in ein erstaunlich unkindliches Alter ein: er will leisten um jeden Preis und überspannt und verzerrt daher oft seinen geistigen Umriß. Er wirft sich dann — manchmal mit einer fast krankhaften Inbrunst — in den gebotenen Lehrstoff hinein. Es zeigt sich jetzt, daß der nordische Schüler für die auf den abendländischen Schulen dargebotene Bildung im allgemeinen begabter ist als der ostische: diese Bildung ist eben im großen und ganzen ein Niederschlag aus nordischer Geistesschöpfung und ist darum für den nordischen Schüler artgemäß, für den ostischen aber nicht[1]).

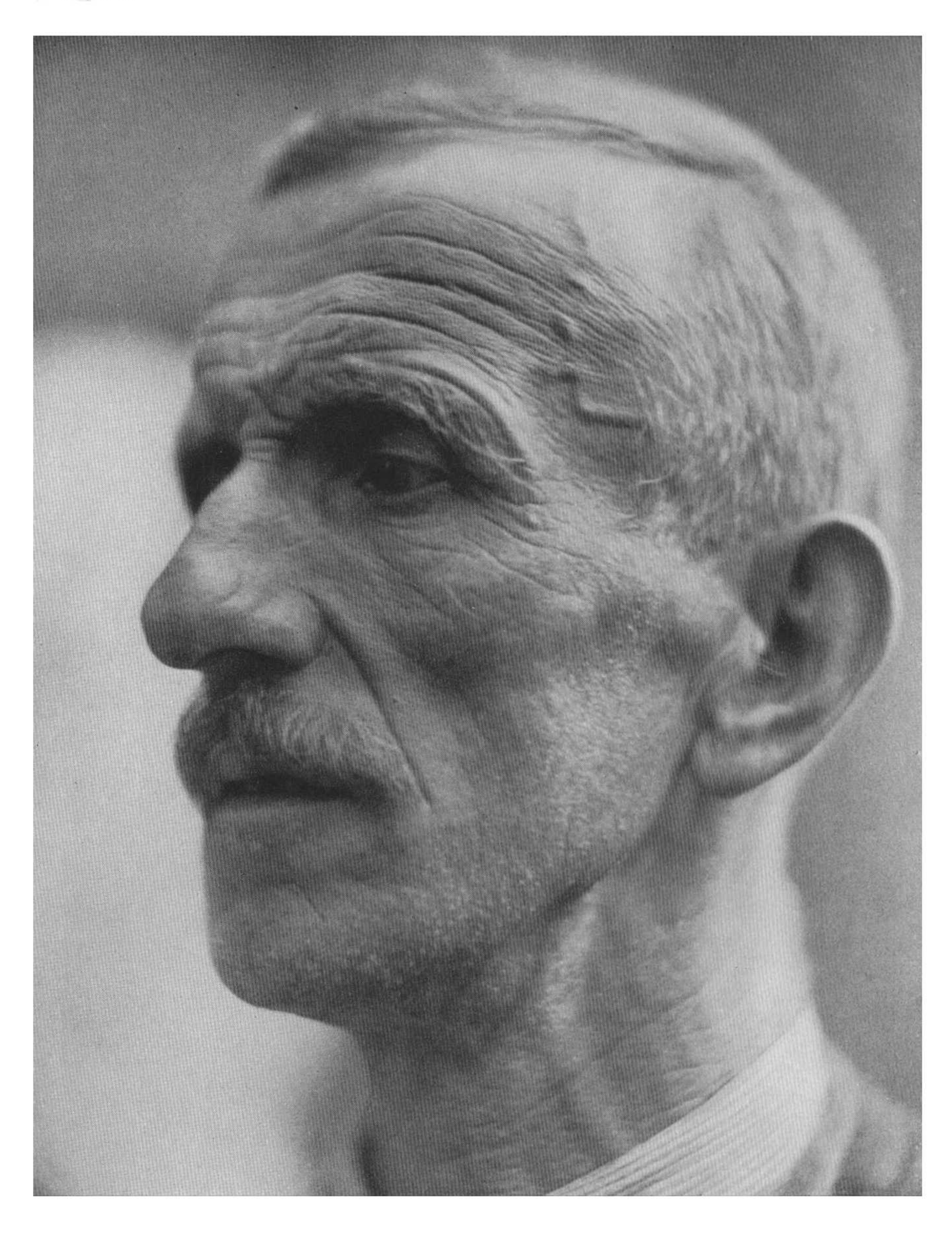
Die hier gezeichneten Bilder dürfen nicht gepreßt und vom einzelnen Falle her geprüft werden. Wir arbeiten hier die artlichen Stile heraus und gewinnen somit stilisierte Umrisse. Es kommt nicht darauf an, ob — vielleicht oft genug — in eine jener Gruppen ostischer Schüler, die in der Pause den lateinischen Stil besprechen, auch einige nordische Schüler hineingeraten, sondern darauf, aus welchem seelischen Gesetze dieses Verhalten entspringt, das sich für nordische Augen so unkindlich ausnimmt. Auf unseren Schulhöfen aber laufen ja nur wenige rein nordische und vielleicht noch weniger völlig ostische Schüler herum, aber viele, die aus beiderlei Art gemischt sind und in denen nicht immer der eine oder andere ihrer inneren Stile sich in voller Klarheit durchsetzt. Jedenfalls aber darf bei der Beurteilung, ob ein Schüler mehr nordisches oder mehr ostisches Wesen habe, niemals die leibliche Erscheinung den Ausschlag geben. Jene Lehrer, die ihre Schüler mehr beobachten als mit ihnen leben, werden ja leicht zu einer Überschätzung der körperlichen Merkmale gelangen; aber sie werden immer wieder vor Rätseln stehen.

---

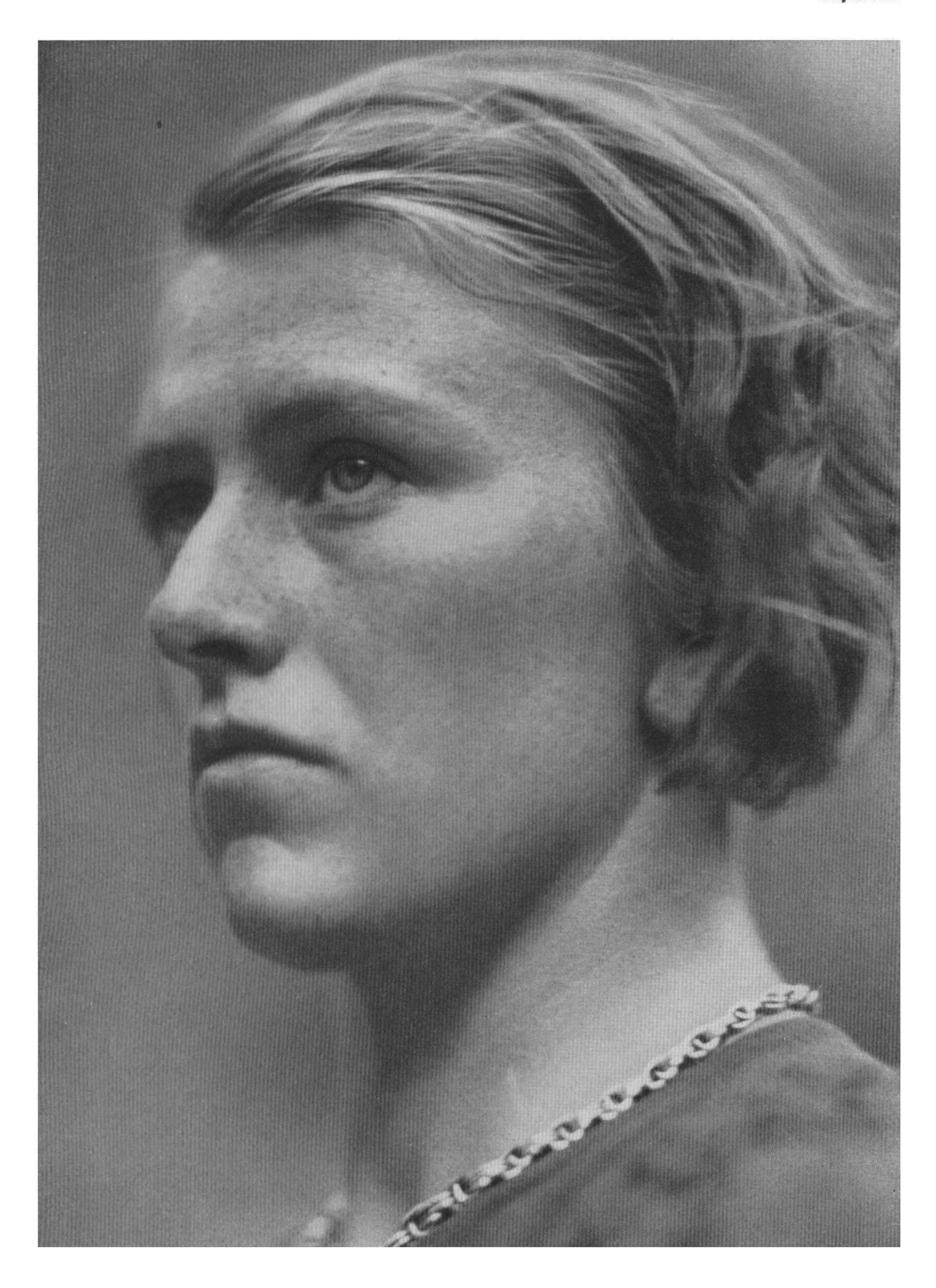
[1]) Innerhalb einer Gemeinschaft mit ostischer Kultur würden die nordischen Menschen minder begabt sein, diese Kultur sich anzueignen, als die ostischen. Oder wenn ein begabter nordischer Knabe z. B. in eine chinesische Schule echt chinesischen Stiles geschickt würde, so bliebe er dort hinter den begabten Chinesenknaben zurück: der nordische Knabe ist eben begabt für nordische Bildung, nicht aber für eine ostasiatische.



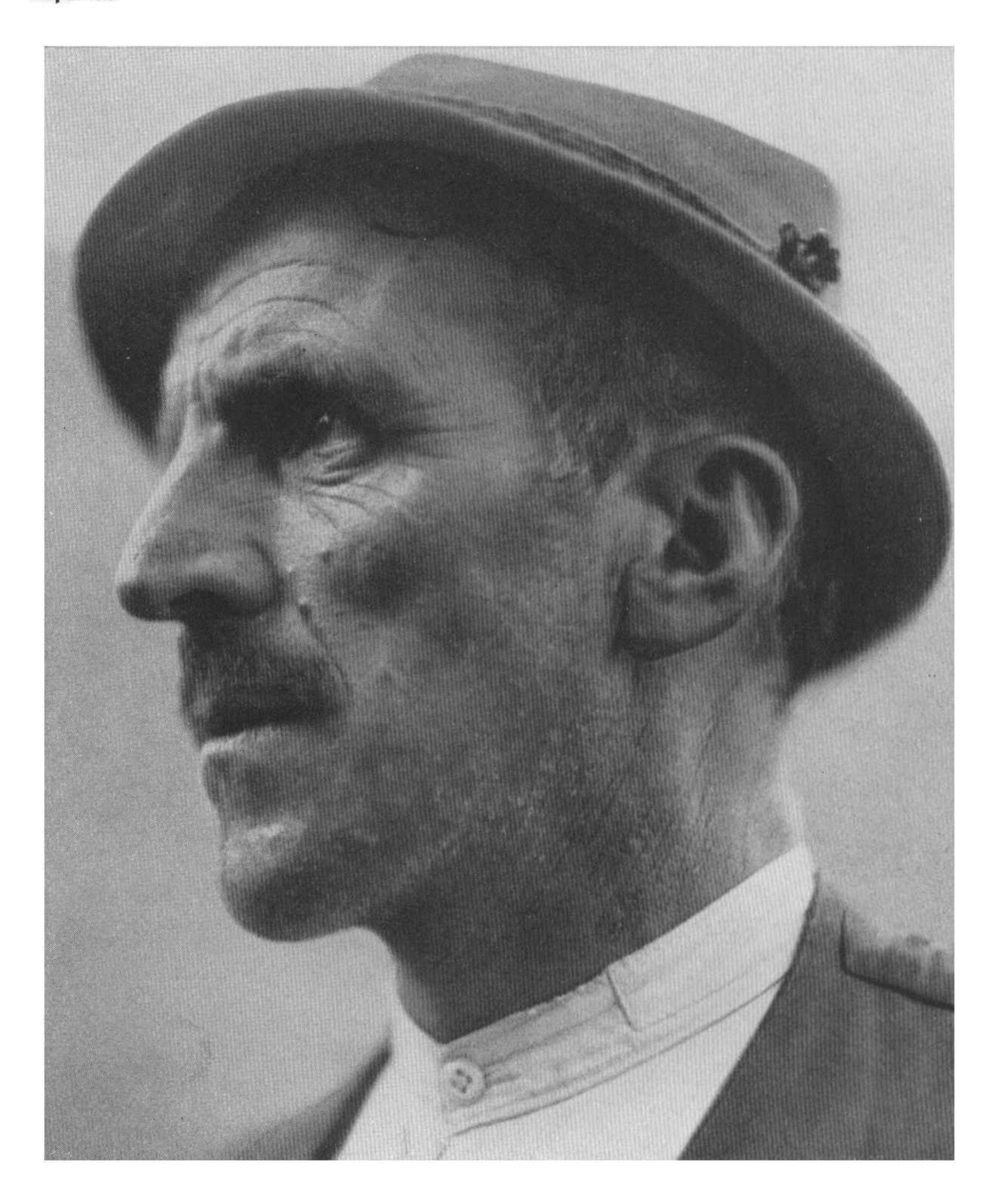
Deutscher Bauer aus dem Kapruner Tal (Tauern), nordisch-„dinarisch“



Bauer aus dem Salzkammergut, wesentlich „dinarisch“. (Vgl. S. 131)



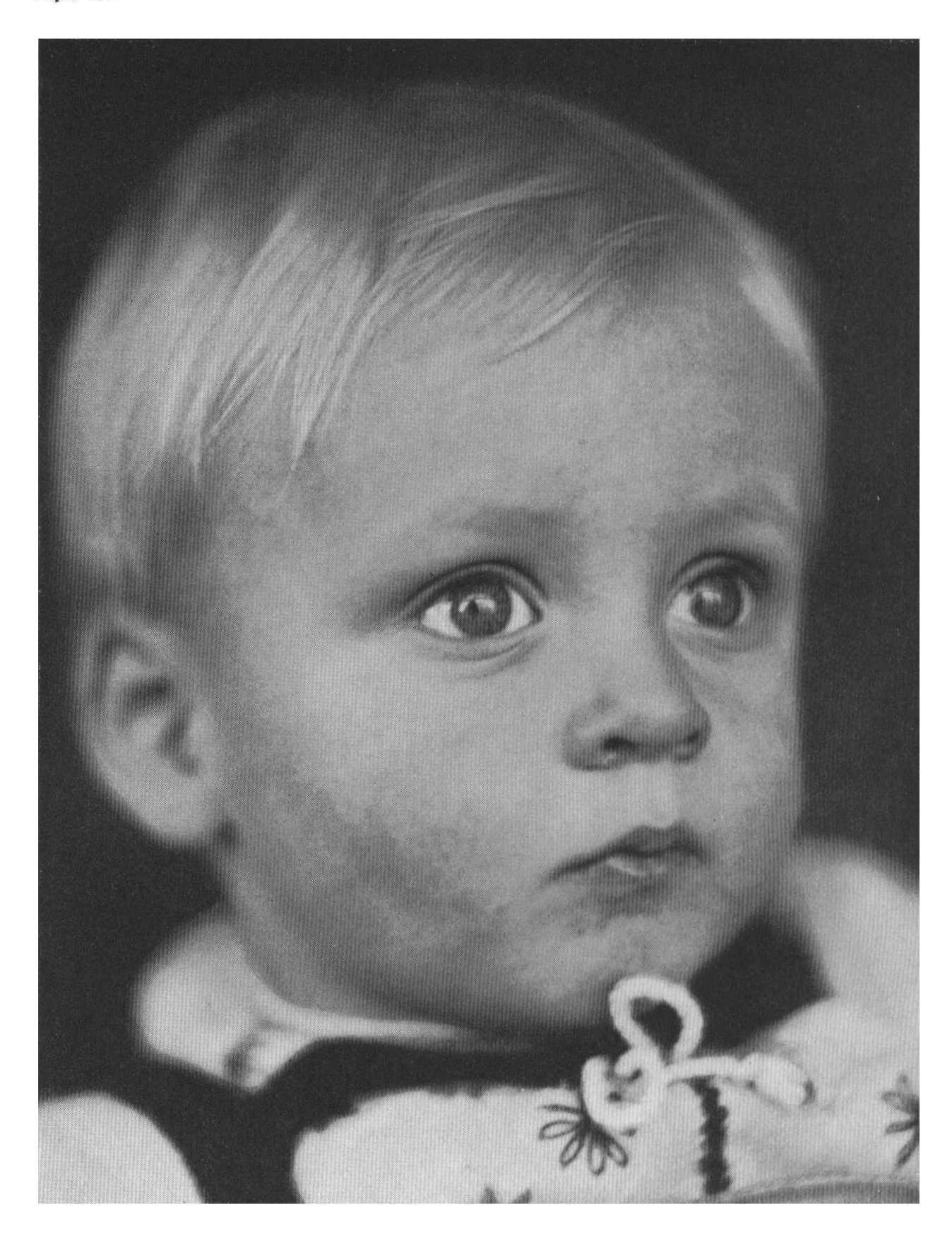
Mädchen aus Bayern. Wesentlich nordische Züge mit „dinarischem" Einschlag



Straßenwart aus Osttirol mit wesentlich „dinarischen" Zügen



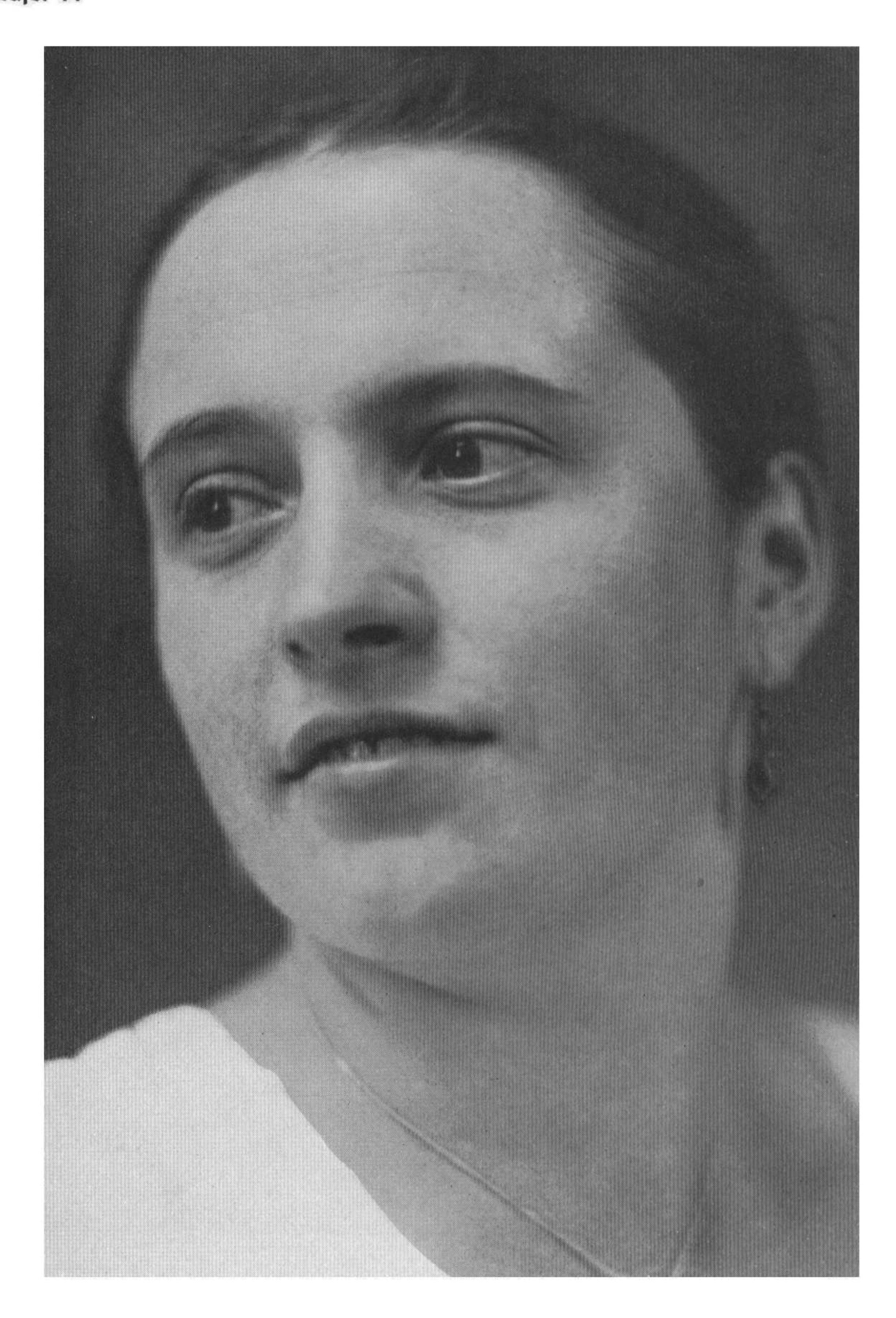
Mädchen aus alter ostpreußischer Sippe. Nordische Züge mit Einschlag ostbaltischer Rasse. „Östlicher“ Ausdruck: Blick ins Uferlose



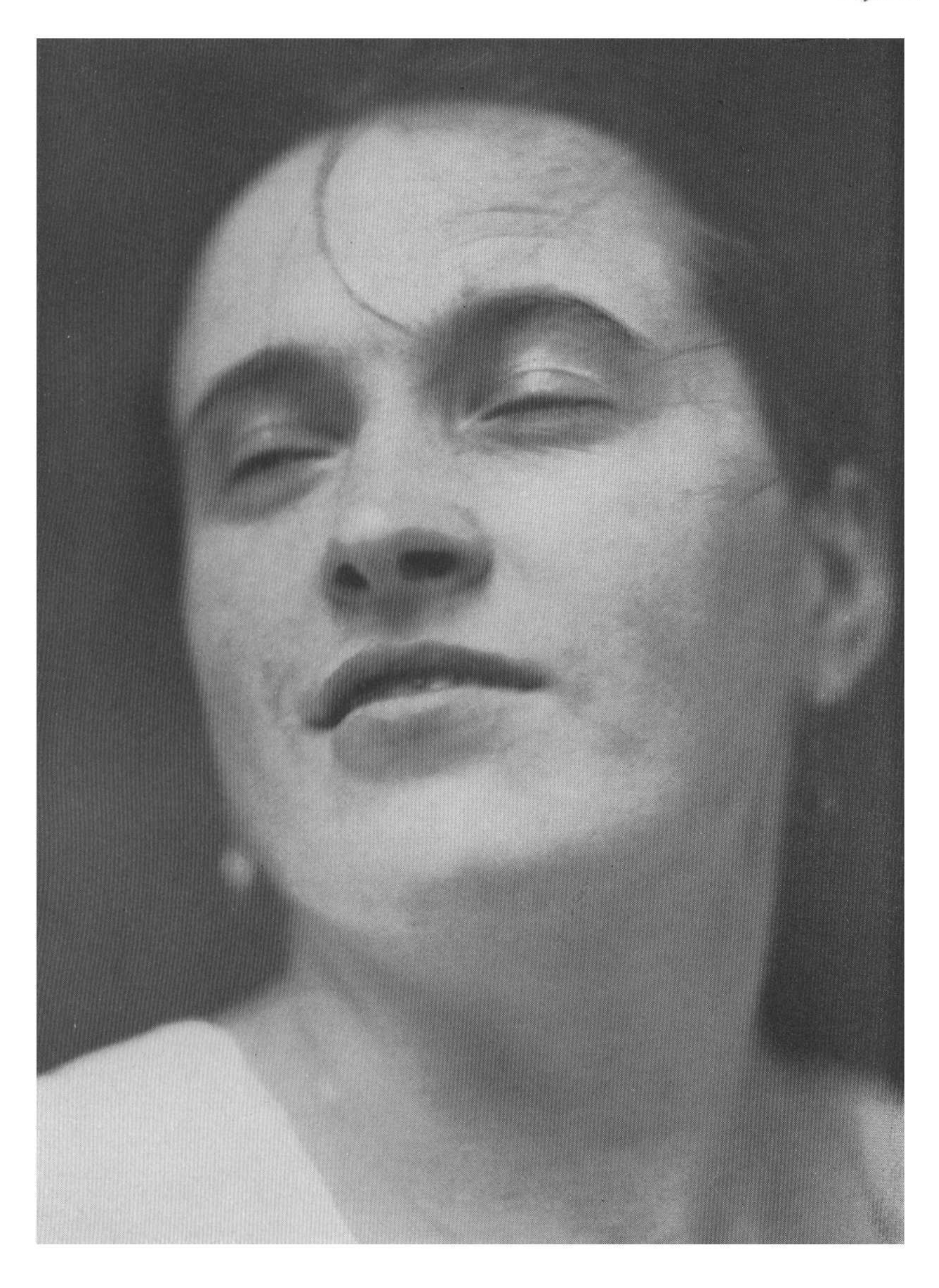
Deutsches Kind, einjährig. Nordischer Kinderblick: er greift aus in seine Welt, stellt sie und hält sie fest



Arabisches Stadtkind, dreijährig. Antlitz wüstenländischer Rasse. Vor ihren Augen zieht die Welt vorüber als ein flimmernder Tagtraum, für den das Wunder selbstverständlich ist



Mädchen aus litauischem Volksgebiet
Im Gesichtsbau herrschen hier (vgl. Tafel 32) Züge mittelländischer Rasse vor



Dieselbe. Das Spiel der Ausdrucksbewegung läßt deutlicher die „östliche" Prägung in diesem wesentlich mittelländisch gebauten Antlitz erkennen



Junge aus Südschweden
Gesichtsbau mit nordischen Zügen. Aber der Ausdruck zeugt von „östlichem“ Erleben: die innere Landschaft ist uferlos und verschwimmend. (Vgl. S. 115 f.)



Mädchen aus der Neumark
Ostisches Antlitz mit „östlicher" Prägung



Frau aus einer dänischen Stadt. Ostbaltische und nordische Züge. Die Augen könnten Ostraumaugen sein, doch drückt hier das gesamte Antlitz ein Erleben aus, das von „westlichem" Vorbild bestimmt ist

Absichtlich stilisiert ist auch das Bild, das wir vom ostischen Gelehrten zeichnen. Er ist die Fortsetzung des ostischen Schülers und bleibt in gewissem Sinne immer schülerhaft. Das hat zweierlei Gründe. Erstens hat seine geistige Entwicklung auf der Schülerstufe ihre Reife — ihre ostische Reife — erreicht, und zweitens ist die Kultur, die Wissenschaft, an der er mitbaut, ursprünglich nicht von seinesgleichen aufgerichtet worden: sie trägt einen ihm fremden Stil. Darum kann er in ihrem Dienste nur ein Kärrner, nie ein Schöpfer sein. Er ist der geborene Meister des Zettelkastens. Damit soll nicht gesagt sein, daß nicht auch nordische Forscher sich Zettelkasten hielten; in manchen Wissenschaften geht es nicht ohne das. Aber der ostische Forscher lebt in seinem Zettelkasten, und dieser ist ein Sinnbild seines geistigen Stils. Seine Welt zerfällt für ihn in tausend Einzelheiten; besser gesagt: aus unzähligen Einzelheiten sammelt er seine Welt. Vorsichtig tastet er sich an diese Einzelheiten heran, saugt sie in seinen Dunstbereich hinein, verdaut sie redlich und gibt sie dann als Forschungsergebnisse von sich. Diese nimmt er sehr ernst und macht bisweilen einen „bescheidenen Lärm" um sie. Sein Notizbuch enthält nicht Einfälle, plötzliche Erleuchtungen, geistige Durchblicke und Erfindungen, sondern Mitteilungen von anderen, Exzerpte aus Büchern, Vorträgen und wissenschaftlichen Zeitschriften usw. Er findet sich niemals in eine geistige Schau verloren, sondern ist immer zu Notizen bereit. Gegen „geschaute" (intuitive) Wahrheiten ist er sehr mißtrauisch, und zwar — von seinem Standpunkt aus — mit Recht, denn alles Schauen (alle intuitio) ist ihm fremd, der Zugang zur Idee ist ihm verschlossen. Er sieht nicht, daß alle nordische Wissenschaft — an der er doch mitarbeiten will auf seine Weise — aus der Idee (im platonischen und im kantischen Sinne) entspringt. Unsere heutige Wissenschaft ist eine hellenisch-germanische und somit eine im wesentlichen nordische Schöpfung; in ihrem Rahmen bleibt der ostische Gelehrte notwendig ein Fußnotenwisser und ein Anmerkungsverwalter.

Als Händler hat der ostische Mensch gegenüber dem nordischen gar manchen Vorteil. Der nordische Kaufmann faßt weit ausgreifende Pläne; und ist er danach begabt, so führt er sie durch, entschlossen und oft rücksichtslos. Er wagt und gewinnt oder verliert. Hat er verloren, so stachelt der Verlust zu neuem, kühnerem Ausgriff. Ihm kann es eine Freude sein, alles auf eine Karte zu setzen. In seinem

größten Ausmaß ist er ein wirklicher Schöpfer, der dem Handel und der Wirtschaft immer neue Wege, neue Gebiete erschließt. Der Tag, an dem seine Hand ermüdet und nicht mehr zum Werke taugt, ist ihm der schmerzlichste. Wir denken z. B. an die königlichen Kaufherren der Hansa. — Dem ostischen Kaufmann fühlt sich seine Arbeit anders an. Er geht die sicheren Wege und schiebt sich mit Emsigkeit an sein nahe gestecktes Ziel. Er häuft und hütet ängstlich das Erworbene; er kennt nicht das große Wagnis, denn er scheut den großen Verlust. Er sucht ein mäßiges Glück in engem Raume. Er arbeitet für den Tag, an dem er alle Arbeit los wird. Mit 40 oder 50 Jahren ist er wohlhabend genug; dann ist er beruhigt und zieht sich gern zurück. Arbeitet er dann noch weiter, so geschieht es aus Gewohnheit. Nur in ungewöhnlichen Zeiten, wenn das Ungewöhnliche kein Wagnis ist, begreift er bisweilen rasch die neuen Möglichkeiten und bereichert sich schneller. Wir haben dies nach dem Kriege erlebt. Auch ist für ihn der Bezirk des Geschäftlichen nicht so streng umgrenzt wie etwa für den nordischen Menschen und den Mittelländer.

Gelingt es dem ostischen Kaufmann, die weltläufigen Umgangsformen auswendig zu lernen, so eignet er sich vorzüglich zum commis voyageur. Der Handlungsreisende muß ein dickes Fell haben, und „dickes Fell“ bedeutet hier nichts anderes als: Fehlen des Abstands. Er merkt es nicht, wenn seine Anpreisungen dem Kunden widerlich sind, und wenn er es merkt, dann kümmert es ihn kaum. Wenn man ihn vorne hinauswirft, kommt er hinten wieder herein. Dies gilt auch von dem sogenannten Hamstern auf dem Lande, das im Kriege und nachher üblich war: wo nicht das höhere Angebot den Ausschlag gab, da hatten die ostischen Leute den größeren Erfolg bei den Bauern, zumal bei den ostischen Bauern. Die Landleute waren von den Städtern überlaufen, sie waren verärgert, und dies äußerte sich bei ostischen Bauern meist so, daß sie dem eintretenden Städter den Gegengruß und die Antwort versagten. Dies freilich nur dann, wenn sie kein Geschäft erhofften. Sie blieben dann einfach stumm oder drehten den Rücken und maulten. Nordisch geartete Frauen, die etwas Milch für ihre Kinder suchten, mochten sich dann verzweifelt heimwenden; sie schämten sich und schwuren jedem weiteren Versuche ab. Aber die ostischen Stadtfrauen blieben beharrlich und kamen ans Ziel. Ihnen stand es ja auch nicht an der Stirn geschrieben, wie sehr sie sich durch ihre ungewohnte Lage erniedrigt fühlten; sie fühlten sich auch gar nicht

erniedrigt. Der ostische Bauer aber merkt das rasch und fühlt die Blutsverwandtschaft. Dann zieht er die Stacheln zurück aus seiner seelischen Hülle. Sogar sein Mißtrauen kann dann völlig schrumpfen. Er kann dann unverhofft sehr vertraulich werden. Gegenüber dem nordischen Städter aber verliert er sein Mißtrauen nie.

Wenn in aller nordischen Gemeinschaft, mag sie noch so innig sein, das Bewußtsein einer letzten unlösbaren Einsamkeit der Seele verbleibt, so gründet alles ostische Gemeinschaftsglück in dem Bewußtsein der völligen Tilgung des Abstands. „Sich näher kommen" bedeutet für die ostische Seele: sich fördern in der bequemsten Seelenlage und mehr und mehr sich vor einander gehen lassen. „Sich nahe sein" bedeutet ihr: alle lästige Scham aufgeben und sich gleichsam seelisch in einander schieben, so daß jedes mit in die dunstige Hülle des andern hineinschlüpft. Nicht die Mächtigkeit der Sehnsucht, die der ewige Abstand nährt, nicht der schwingende Bogen über die Ferne hin wird ihr zum Glück, — das wäre nordisch gefühlt, wäre nordischer Stil des Liebens. Das ostische Glück will satte Gegenwart. Aber nicht eine Gegenwart, die im Rausche gipfelt — etwa im Taumel der Verzückung oder in der mittelländischen Entladung — sondern eine Gegenwart in vollkommener Unbewegtheit, die keinem Wunsche mehr Raum gibt. Es wäre verkehrt, im Hinblick auf die ostische Seele von einer festlichen Höhe des Erlebens zu reden: die ostische Seele meidet alle Bewegung und Steigerung, sie schwingt nicht auf und ab im Wellengange des Erlebens.

Darum ist der ostischen Seele die wertvollste Gemeinschaft die, in welcher der Stil der raumlosen, bewegungslosen Nähe sich am deutlichsten vollendet. Alle weit gespannte Gemeinschaftsform ist ihr desto minder verständlich, je weiter sie gespannt ist; die Ortsgemeinde gilt ihr mehr als das Vaterland. Die Idee eines „Reiches" z. B., das seine Geltung wahren oder mehren müsse in „der Welt" — eine solche Idee ist ihr, wie alle Ideen, kaum faßbar. Das Schauen der Idee setzt eine Liebe zur Ferne voraus und verletzt daher den ostischen Stil. Darum ist der Krieg für die ostische Seele nichts als ein Unglück, das ihr desto gräßlicher ist, weil es sie im Grunde nichts angeht und das gewohnte Glück der Nähe zerreißt. Der Marsch ins Feld ist dem ostischen Jüngling nicht ein freudiger Aufbruch ins Unbekannte, nicht eine Tat voll des Bewußtseins, einmal mitschaffen zu dürfen an der Geschichte des Reiches, sondern ein un-

verstandenes, sinnloses Verhängnis. Der ostische Mensch ist der geborene Pazifist.

Die ostische Seele kennt kein letztes Entweder-Oder. Letzte Entscheidungen sind ihr das Peinlichste, denn sie setzt nie das Ganze — sei es das ganze Vermögen oder gar das Leben — aufs Spiel. Der ostische Mensch ist in allen Fällen geneigt, sich auf Vermittlungsvorschläge einzulassen. Wo für den nordischen Menschen, den fälischen und den mittelländischen nur ein schroffes Nein erklingen darf, und ging' es auch ums Letzte, da ist der Oste noch immer bereit zu „vernünftigen Erwägungen“. Das Reich der Vernunft, im alltäglichen Sinne des Wortes, wächst bei ihm hoch herauf und läßt dann kaum mehr einen Raum für übervernünftige Entscheidungen: die Vernunft des Alltags, die Vernunft der Lebenserhaltung durchsetzt dann sein ganzes Wesen. Diese Vernunft kann sich als Weltanschauung äußern oder als Geschäft. „Unvernünftig“ kann der Oste nur werden, wenn sein Glück im Winkel bedroht ist.

Ein Streit zwischen ostischen Menschen ist also niemals ein Streit auf Leben und Tod. Der Oste ist leicht geneigt, sich unterlegen zu fühlen, zumal gegenüber der stärkeren und freien Lebensmächtigkeit des nordischen Menschen; sein Gefühl der Unterwertigkeit löst dann in ihm ein dumpfes Aufwärts-Hassen aus[1]). Aber er schreitet nicht leicht zu offener Tat, seine Waffe ist die Zunge. Er schimpft, aber nicht so wie der Norde und der Mittelländer, deren Schelten ein Ausbruch und ein Angriff ist, sondern er schimpft „in sich hinein“. Auch der Streit mit seinesgleichen spielt sich in diesen Formen ab. Dieses Schimpfen oder Maulen steigert sich nie zum Ausbruch oder zu wirklich leidenschaftlicher Bewegtheit, sondern hält sich immer auf derselben Höhe des Tones und dauert sehr lange. Niemals ist zwischen den beiden Gegnern mit einem solchen Schimpfen endgiltig alles abgebrochen, das Schimpfen selbst bildet ja noch immer die Brücke zum Gegner: das Schimpfen kann vermindert werden, kann einem milderen Tone weichen, und schließlich kann dann alles beim alten sein. Die haßgeblähte „dumpfe Kugel“ schnurrt langsam wieder zusammen. Im tiefsten Grunde freilich verzeiht der Oste nicht, eben darum, weil er keinen Streit je wirklich austrägt: es werden da nicht — mit ausgreifender Gebärde — schwingende Hiebe getauscht, sondern man liegt einander nur immerfort im inneren Hinterhalte gegenüber. So wenig wie

[1]) Vgl. S. 77 Anm.

es für die ostische Seele einen wirklichen Streit gibt im nordischen Sinne: einen hellen, befreienden Streit mit Sieg und Niederlage, so wenig gibt es für sie eine eigentliche Versöhnung.

Zieht sich der ostische Mensch aus dem Bewegungs- und Leistungstreiben einer nordisch gestalteten Welt zurück, so vermindert sich seine Verzerrung und er kommt seinem eigenen Urbilde wieder näher. Als die verflachte Ausgabe des ostischen Weisen und Enthobenen[1]) mag uns der satte, beschauliche Rentner gelten, der sich tausend Dinge und Dinglein emsig gesammelt hat und sie nun in seiner seelischen Dunsthülle hält: er besitzt sie, und dieses Besitzen befriedigt ihn an sich selbst. Er wird nicht erregt von diesen Schätzen, er versenkt sich nicht und verliert sich nicht in sie. Darin liegt etwas von ostischer Enthobenheit: daß er von nichts erregt, von nichts ergriffen wird. Er schnurrt auch nicht mehr zusammen, denn er „kennt" die Dinge und weiß, wie weit er ihnen trauen darf und wie weit nicht. Er hat das Lächeln jenes Glücks, das in der Kunst liegt, immer satt zu sein: eine Kunst, die der nordischen Seele fremd und verächtlich ist. Alle Dinge liegen dann gleichsam auf einer Fläche da und erscheinen alle gleich groß und gleich gewichtig; der Weise liebt sie alle mit einer gleichen Liebe und fühlt sich wohl darin, sie „wachsen zu lassen" ohne jeden Eingriff. Er nennt, falls er einmal bitter wird, die Welt eine Menagerie und findet eine tiefe Erkenntnis darin zu wissen, daß „überall in der Welt mit Wasser gekocht wird". Er ist das Gegenbild zum nordischen Leistungsmenschen: das völlig Andere, das am andern Ende der menschlichen Möglichkeiten liegt.

Wie muß die leibliche Erscheinung beschaffen sein, die geeignet ist, einer Seele der beschriebenen Art zum Felde ihres Ausdrucks zu dienen? Der nordische und der mittelländische Leib sind geschaffen, sich in freier Bewegung im Raume zu entfalten. Die ostische Seele braucht einen anderen Leib. Eine Aufweisung der ostischen Leibesformen aus dem Stile des ostischen Erlebens, das sich an diesen Leibesformen ausdrückt, habe ich in meinem mehrfach herangezogenen Buche „Rasse und Seele" gegeben. Auf jene Arbeit muß grundsätzlich verwiesen werden, wo es sich um die Zusammenhänge seelischen Stiles mit leiblichem Stile handelt. Hier aber, wo uns die nordische Seele im Vordergrunde steht, soll das Ostische nur dazu dienen, um von ihm das Nordische deutlich abzuheben.

---

[1]) Vgl. mein Buch „Rasse und Seele", 6. Abschnitt: Der Enthebungsmensch.

Der ostische Leib ist auf weiche Rundheit gestimmt. Er ist kurz und gedrungen. Der Umriß des Kopfes ist, von vorn und von oben gesehen, rund; seitlich gesehen, wölbt er sich halbkugelig vornüber an der Stirn und fällt vorn und hinten ab in stumpfen Linien. Das Gesicht ist breit und gewulstet: die Augen liegen flach auf breiten Lagern, und über ihnen wölbt sich je ein weiches Kissen aus fettgepolsterter Haut, hinter dem sie bei jeder Regung der Mienen leicht verschwinden. Um es einmal mit einem Scherzwort zu sagen: ein solcher Kopf sieht aus, als hätte der Herrgott, als er ihn schuf, den Rohstoff zu einem Klumpen geballt und darnach ein wenig mit dem Daumen daran geknetet. Während die Formen des nordischen Leibes alle wie von innen nach außen getrieben, ja geschleudert erscheinen und alles auf Schwung gestimmt ist und hinausgreift, scheint hier alles in sich gezogen und auf Bewegungslosigkeit gestimmt. Je mehr die Grundform der Kugel deutlich wird an einem Leibe, desto reiner stellt sich ostischer Stil an ihm dar. Dazu trägt, zumal im Verlaufe ostischen Alterns, das Schwellen der Fettpolster bei, das die gesamte Gestalt verrundet, das Motiv der Kugel in vielen Einzelzügen des Leibes wiederholt und schließlich es übertreiben und verzerren kann: im Doppelkinn, in den Hängebacken usw.

Besonders deutlich tritt dieser Stil der Rundung im ostischen Lachen zutage (vgl. Tafel 33 und 35). Die Wangen, die auf hervortretenden Lagern ruhen, schwellen an: sie wulsten sich bis zur Höhe der Nasenwurzel, so daß bisweilen nur der unterste Teil der Nase noch aus ihnen hervorschaut. Die Polster um die Augen scheinen sich zu dehnen und legen sich so vors Auge, daß es fast völlig verschwindet[1]). Ausdruckslinien können sich dann quer über die Nasenwurzel ziehen. Auch Wülste unterm Kinn können dann sichtbar werden, um dieses Lachen gleichsam zu umrahmen.

Die Möglichkeit, sich durch Wechsel der Farbe (Erröten und Erbleichen) auszudrücken, ist der ostischen Seele nicht oder doch nicht in dem Maße gegeben, wie der nordischen oder der fälischen Seele mit ihren hell- und zarthäutigen Leibern[2]); die ostische Haut ist zwar

---

[1]) Auch das nordische Auge wird bei schalkhaftem Ausdruck ein wenig versteckt: es wird „zugekniffen". Aber es wird nicht überwulstet wie das ostische Auge. Die kennzeichnend ostische Verkleinerung des Auges beim Lachen wirkt nicht schalkhaft, sondern „pfiffig".

[2]) Vgl. oben S. 33 und 55; ferner mein Buch „Rasse und Seele. Eine Einführung in den Sinn der leiblichen Gestalt" (14. Aufl.) S. 107 f.

nicht dunkel, aber sie ist gelblich getönt und wirkt als dick und undurchlässig. Haar und Auge sind dunkel. Was andere Rassen durch Ausdrucksbewegung und Wechsel der Farbe sagen, das sagt der ostische Mensch durch bloße „Nähe“, durch eine „warme Fühlung“ zwischen Seele und Seele — ein Ausdrucksmittel, das zumal dem nordischen Menschen fremd und sehr peinlich ist.

13. Die nordische Entscheidung.

Die bisherige Betrachtung wollte die Dinge in weiter Allgemeinheit sehen. Zum Schlusse sei uns ein Blick in die deutsche Gegenwart erlaubt, die aus einer nahen, von uns allen erlebten Vergangenheit heraufkam und in eine Zukunft hinzielt, die in lockender Ferne liegt.

Alles war in Bewegung in den ersten zwei Jahren nach der Machtergreifung, so auch ich. Unzählige Male führte mein Weg mich kreuz und quer durchs Reich. Wer aber zur Sommerszeit in einem Kraftwagen die Straßen des Landes befuhr, der fuhr selten allein. Alle Straßen waren da voll von wandernden Schülern, die ihre Urlaubsfreude in die Ferne trugen. Sie baten um einen Sitz und stiegen ein, und dann redeten sie sorglos, was sie dachten.

Sie entstammten den verschiedensten Teilen des Landes und den verschiedensten Arten von Schule. Ich hörte zu und lenkte das Gespräch. Unter anderem lag mir damals diese Frage am Herzen: Was erfährt denn ein Schüler in der deutschen Schule von Rasse?

Die Antwort lautete fast überall gleich. Das erste, was ihnen beim Stichwort „Rasse“ einfiel, waren einzelne körperliche Merkmale, wie Haar- und Augenfarben, von denen sie mehr oder weniger richtig sagen konnten, nach welchen Regeln sie sich vererben: die einen nämlich vererben „dominant“, die anderen „rezessiv“. Einige meiner Fahrtgenossen mochten denken, sie seien einem reisenden Examinator in die Hände gefallen, denn sie übergossen mich sofort mit einem Schwall von biologischen Fachausdrücken — lauter Fremdwörtern, versteht sich. Ich dachte staunend: was so ein jugendliches Gedächtnis nicht alles behält.

Die meisten freilich verhielten sich noch anders. Kaum daß das Wort „Rasse“ fiel, verzogen sie gelangweilt und verlegen das Gesicht,

als wollten sie sagen: „Läßt man uns nicht einmal in unseren Ferienwochen mit diesem blöden Kram in Ruhe?" Und wenn ich schließlich fragte: „Was fangt ihr nun mit diesem Wissen an? Seht ihr nun eure Mitmenschen mit neuen, klügeren Augen? Oder kennt ihr wenigstens euch selbst nun besser, wenn ihr wißt, daß dieses Merkmal sich „dominant" und jenes sich „rezessiv" vererbt?" — Wenn ich so fragte, erhielt ich nicht ein einziges Mal eine zuversichtliche Antwort. Gedächtnisballast und toter Wissensstoff — nichts anderes kam zutage. Für alle war „Rassenkunde" nur ein neues Fach unter anderen Fächern, das ihnen eingepaukt wurde wie diese. Ein einziger nur ahnte, daß schon die Weise zum Beispiel, wie er zu mir sprach, die Weise, wie er mich um den freien Platz im Wagen gebeten hatte, die Handbewegung, mit der er seine Bitte begleitete, die Haltung, mit der er da neben mir saß und dachte, der Blick, mit dem er ins deutsche Land hinaussah, ja schon der Drang, der ihn zum Wandern antrieb — daß dies alles, alles rassische Züge hatte: Züge, die ihm mit vielen anderen Menschen gemeinsam waren und ihn von vielen anderen deutlich unterschieden. Dieser eine ahnte, daß Rasse etwas ist, daß jeden Augenblick sich im lebendigen Leben auswirkt, im Wachen wie im Schlafen: daß es eben wie Herzschlag und Atemholen zum Leben gehört. Nur dieser eine Schüler ahnte von ferne, was doch aller Rassenkunde erst ihren Sinn jenseits der Wissenschaft, erst ihre lebendige Wichtigkeit verleiht: daß schon in jedem Worte, das wir sprechen, daß in der Bewegung unseres Denkens, daß in jeder Entscheidung, die wir treffen, in jeder Liebe, mit der wir lieben, in jedem Haß, in jedem Wunsch, in jedem Ärger oder Ekel, in unserem Glauben an Gott und in unserem Sinn für Schönheit und für Recht — mit einem Wort: in allem, was unsere Seele heftig oder noch so leise je und je bewegt, immer und unausweichlich rassische Gesetze gelten. Seelisches Leben, in dem nicht auch Rasse spräche, gibt es nicht.

Hätten jene Schüler, die ich fragte, dies klar gewußt, so hätte ihnen die Bedeutung auch der leiblichen Gestalt und damit zugleich der Sinn jener einzelnen Merkmale eingeleuchtet, die sich so und so vererben. Freilich, wenn man das einzelne Merkmal — z. B. Haar oder Augenfarbe — aus dem Zusammenhange der Gesamtgestalt herausreißt, dann verliert es seinen Sinn, so gut wie ein einzelner Laut seinen Sinn verliert, wenn man ihn aus dem Zusammenhang des Wortes herausreißt.

Oder — um es mit einem anderen Gleichnis zu sagen — wenn wir einen gotischen Dom als g o t i s c h e n Dom begreifen, so laufen wir nicht erst mit dem Winkelmaß hinzu, um zu prüfen, ob dieser oder jener einzelne Winkel so oder soviel mißt; wir treten auch nicht erst an das einzelne Fenster heran, um zu sehen, ob es auch wirklich einen Spitzbogen habe; sondern wir begreifen mit e i n e m Blicke d a s G e s e t z der Gestaltung, das den ganzen Bau — das Werk als ein Ganzes — durchwaltet: vom Ganzen her versteht sich jede Einzelheit von selbst. Ein gotischer Dom ist als solcher auch im Nebel erkennbar, wenn die Einzelheiten allesamt verschwimmen, so daß kein „Merkmal", z. B. kein Spitzbogen, mehr unterscheidbar ist. Es kann sogar sein, daß ein einzelnes Merkmal bei näherer Betrachtung gar nicht stimmt: daß manches zu späterer Zeit in anderem Stile eingebaut ist. Damit hört der Dom nicht auf, ein gotischer Dom zu sein: das Ganze behält seinen eigenen stilhaften Sinn, und nur jenes stilfremde Einzelne fällt aus dem Rahmen, weil der Sinn des Ganzen es nicht mit umgreift.

Genau so kann man die lebendige Gestalt z. B. eines Menschen daraufhin betrachten, welches Stilgesetz sich in ihr auswirkt. Dann freilich dürfen wir nicht so vorgehen, daß wir das unmittelbar Anschauliche nach der Weise etwa des physikalischen Denkens in Zahlenwerte, also in unanschauliche Größen übersetzen. Dieses letztere Verfahren, das vielgerühmte „exakte" Verfahren der Physik, geht darauf aus, nur das als wissenschaftliches Ergebnis gelten zu lassen, was irgendwie auf Zahlen gebracht ist und damit eine mathematikähnliche Form angenommen hat. Das Wort „exakt" bedeutet nicht, wie viele Laien meinen, das gleiche wie „genau" — Genauigkeit strebt jede Wissenschaft an, nicht nur die Physik. „Exakt" bedeutet: auf Zahlenwerte gebracht. Mittels dieses „exakten" Verfahrens ist es möglich, zwei rassische Gestalten, z. B. einen nordischen und einen fälischen Menschen, nebeneinander zu stellen und ihre Körperhöhe in Zahlen auszudrücken; und diese Zahlen können nun einander gleich sein: die Höhe eines nordischen Körpers wie die eines fälischen mögen beide genau 180 Zentimeter betragen. Ebenso kann man einen gotischen Dom und einen romanischen Dom nebeneinander stellen und messen und ihre Höhe in Zahlen ausdrücken: sie betrage bei beiden 140 Meter. Wir können der Höhe die Breite zufügen und sämtliche Maßverhältnisse (Proportionen) mit ganzen Tabellen von Zahlen, so erwächst aus

diesem Zahlenwerk doch niemals eine Anschauung der Gestalt: so wenig, wie aus der Zahl, welche die Länge einer Schallwelle angibt, jemals ein wirklicher gehörter Ton erwächst.

Man kann aber jederlei lebendige Gestalt, auch diese beiden Gestalten, die uns als Beispiel dienten, auch auf eine ganz andere Weise betrachten, die nicht „exakt" (im physikalischen Sinne) und dennoch durchaus genau ist. So wie wir den gotischen Dom (wenn wir das Gotische, also den Sinn seiner stilhaften Gestalt, verstehen wollen) nicht nach Zahlenwerten fragen, sondern nach dem Lebendigen, das in seinem Stile sich ausdrückt: genau so können wir die leibliche Gestalt z. B. des nordischen und des fälischen Menschen danach fragen, was für eine Weise des Erlebens sich im Stile des einen und was für eine andere Weise des Erlebens sich im Stile des anderen auszudrücken vermag. Und wir werden dann sehr bald finden, daß die nordische Gestalt — mag sie, in Zahlenwerten angegeben, genau so hoch sein wie die fälische Gestalt — eine völlig andere Weise des Hochseins hat als diese: einen anderen Stil der Höhe; genau so, wie ein gotischer Dom, bei vielleicht völlig gleichem Höhenmaße, eine merklich andere Weise des Hochseins hat als ein romanischer Dom. (Wobei zu beachten bleibt, daß „gotische" und „romanische" Bauform nicht so bis auf den Grund hinab einander fremd sind wie etwa zwei solche Rassengestalten, wie sie das 5. Kapitel einander gegenüberstellt. Diese sind äußerste Gegensätze seelisch-leiblicher Gestalt. Die sogenannte romanische Bauform aber z. B. ist nicht ohne Verwandtschaft mit der gotischen. Sie kann, geschichtlich gesehen, als eine Vorform der gotischen gelten: sie ist gar nicht romanisch in dem sonst auch von uns hier gebrauchten Sinne, sondern sie ist in dem schöpferischen Gespräch der Völker die erste germanische Antwort auf südliche Baugedanken, so wie die gotische Bauform eine zweite und spätere germanische Antwort ist, doch diesmal weniger auf südliche Baugedanken als auf den Geist eines morgenländischen Glaubens.)

Wir betrachten also die leibliche Gestalt von dem Lebendigen her, um dessentwillen sie so — gerade so und nicht anders — gestaltet ist. Wir betrachten die leibliche Gestalt von dem Lebendigen her, dem sie als Ausdruck dient. Dieses Lebendige nennt man gemeinhin die Seele. Von der Gestalt der Seele her empfängt die leibliche Erscheinung ihren Sinn. Wenn wir „Leib" sagen, so meinen wir stets etwas Lebendiges, d. h. etwas, zu dessen Wesen es gehört, Leib-einer-

Seele zu sein. Hier liegt der Sinnesunterschied des Wortes „Leib“ und des Wortes „Körper“. Ein Körper ist ein Ding unter Dingen: was als Körper aufgefaßt wird, wird mit dieser Auffassung nicht auf Seele bezogen. Ein Leib aber ist immer Leib einer Seele. Die Rassenseelenkunde erforscht das rassische Wesen des Menschen von der Seele her. Sie erforscht den Menschen, den ganzen Menschen, also auch den Leib. Aber der Leib des Menschen ist für sie nicht ein Ding unter den Dingen: nicht ein „Körper“, den man messen oder wägen könnte, sondern die Erscheinung der Seele.

Um seelische Gestalten zu sehen und sie auf ihren rassischen Stil hin zu betrachten, brauchen wir uns nicht gleich in die höchsten Höhen der geistigen Schöpfung zu begeben: die Luft wird dort dünn, und wir verlieren leicht den Boden der Wissenschaft unter den Füßen. Bleiben wir also ruhig in den fruchtbaren Niederungen der gemeinen Erfahrung, die schon Immanuel Kant empfahl. Wir sagten doch: alles Menschliche, das uns begegnet — in uns selbst und außerhalb — hat seine rassischen Züge; also greifen wir doch irgendwelche Gestalt des Alltags heraus, die uns gerade über den Weg läuft, und betrachten sie auf ihre rassischen Züge. Dies sei unsre Probe aufs Exempel.

Da ist z. B. der Handlungsreisende. Was macht er? Er macht Geschäfte. Manch einer denkt vielleicht: Geschäft ist Geschäft — was gibt es da für Rassenunterschiede? Ja, wenn man nichts anderes im Auge hat als den Zahlenwert von Soll und Haben, dann ist es gleichgültig, ob das Geschäft in nordischem, fälischem, ostischem oder vorderasiatischem Stile getätigt worden ist. Wir aber treiben hier durchaus keine Geschäfte, sondern Rassenseelenforschung; darum fragen wir hier nicht nach Zahlenwerten, sondern nach dem Stile des Handelns.

Denken wir also nun, wir seien Inhaber eines Kaufladens, und herein tritt ein Geschäftsreisender, der die Aufgabe hat, eine neue Ware einzuführen. Der Reisende grüßt verbindlich, aber mit gemessener Zurückhaltung, und bittet um die Erlaubnis, uns ein neues Erzeugnis deutscher Arbeit vorlegen zu dürfen, und sagt etwa: „Ich will ältere Fabrikate, die Ihnen vertraut sind, keineswegs herabsetzen; dieses aber hat die und die Vorzüge — bitte, machen Sie einen Versuch und urteilen Sie dann selbst: der Versuch wird Sie überzeugen.“ Der Reisende wendet sich also an unser selbständiges Urteil und läßt die Sache sachlich für sich selber sprechen. Er ist der Meinung, daß der

Mann oder die Frau, die er als Kunden gewinnen will, jedes andere Verfahren als zudringlich, als Verletzung der guten Form, die auf Abstand hält, empfinden würde. Durch jedes andere Verhalten also würde das Geschäft geschädigt.

Ob er damit in jedem einzelnen Falle recht hat, ist eine Frage für sich. Es gibt sicher Menschen, die er anders behandeln müßte; wir werden sie noch betrachten. Aber es ist nun eben *sein* Verfahren, wie es seiner Art entspricht; und gegenüber Menschen seiner Art ist es das richtige. — Welcher Art sind diese Menschen? Von welcher Rasse ist dieser Handlungsreisende? Und von welcher Rasse sind die Menschen, auf die er in seinem Stile zu wirken vermag?

Die rassenstilhaften Züge dieses Reisenden haben wir schon bei der Zeichnung seines Verhaltens herausgehoben. Der Mann stellt zwischen sich und seinen Kunden die Sache, um die es ihm geht oder doch zu gehen scheint; denn eigentlich geht es ihm nicht um die Ware, die ja nicht sein Werk ist, sondern um das Geschäft. Das Geschäft aber fördert er durch die Unterstellung, daß es um nichts als um die Vorzüglichkeit der Ware gehe. Er hält die Ware sich und seinem Kunden gegenüber, betrachtet sie sachlich aus kühlem Abstand; und dieser Abstand, den er sowohl von der Ware wie vom Kunden einhält, macht zugleich das Wesen seines stilgemäßen Anstands aus, durch den allein er den Kunden gewinnen kann — vorausgesetzt, daß der Kunde von gleicher Art wie er ist und also sein Anstandsempfinden den gleichen Gesetzen gehorcht. Dieser Reisende behandelt die Ware als etwas, von dem eine Leistung verlangt wird, und diese Leistung soll durch sich selbst überzeugen. Denn nur, was auf Leistung bezogen ist, hat in seiner Welt und in der Welt seiner Artgenossen einen Wert. Unser Handlungsreisender war ein Mensch von nordischer Rasse.

Aber nicht alle Reisenden sind so wie er. Es kann in unseren Laden ein anderer Reisender treten — an leiblicher Erscheinung gleich groß wie der vorige, aber nicht schmal und schlank, sondern ein wuchtiger Riese —; der sagt mit ruhiger, vertrauenerweckender Stimme: „Guten Morgen!“, legt dann schweigend etwas vor uns hin und bemerkt nach einiger Zeit mit der gleichen väterlichen Stimme: „Das ist gut. Das müssen Sie bestellen.“ Viel mehr sagt er nicht, falls er klug ist und die Art seiner Wirkung kennt. Denn *er* wirkt auf den Kunden nicht durch die Sache, die er vorlegt, sondern durch das gewichtige, in sich selber ruhende und in sich selber wuchtende Wesen, als das er

eintritt und nun da ist und verharrt. Die Wirkung wird verschieden sein je nach der Art der Menschen, mit denen er's zu tun hat. Den einen scheint das Gewicht, mit dem er auftritt, schon eine Gewähr für die Verläßlichkeit auch dessen, was er mitbringt, und sie lassen sich so zu einer Bestellung gleichsam überwältigen; andere fühlen sich durch eben diese Gewalt, die von dem Riesen ausgeht, peinlich bedrängt und fluchen innerlich auf diesen schweren Klotz, der da verharrend sich in ihrem Raume festpflanzt, aber sie schicken ihn — eben deshalb — nicht gleich weg, denn sie fühlen, daß es Kraft kostet, diesen Klotz zu bewegen. Und schließlich bestellen sie vielleicht trotz ihrer Abneigung.

Dieser Verharrungsmensch ist fälische Rasse. Wir haben sie in unserem 10. Kapitel in rohem Umriß gezeichnet und fügen dem nur weniges hinzu[1]). So einfach, wie es manchem scheinen möchte, ist das Wesen des fälischen Menschen durchaus nicht. Vor allem geht es nicht an, ihn auf einige sogenannte „seelische Eigenschaften" wie Gediegenheit, Verläßlichkeit, Rauheit und dergleichen festlegen zu wollen. Solche „Eigenschaften" sind Sache eines einzelnen Charakters, aber Charakter ist nicht Rasse, wennschon jeder Charakter auch rassische Züge hat. Gediegen, verläßlich, rauh können Menschen fast aller Rassen sein; andererseits kenne ich Menschen von wesentlich fälischem Stile, deren Verläßlichkeit an ganz bestimmten Punkten — wesentlich fälischen Punkten — unweigerlich versagt. Es gibt also Menschen fälischen Stiles, die verläßlich sind, und solche, die es nicht sind. Wenn sie es sind, dann sind sie es auf fälische Weise; und diese Weise ist es, die den Rassenstil bestimmt. Ist ein nordischer Mensch verläßlich, so ist er es im Angesicht der Sache oder der Person, die er sich gegenüber im Abstand hält und beurteilt. Solange die beurteilte Sache oder Person sich erweist als das, wofür er sie hält, und damit sich selber treu bleibt, solange bleibt auch er ihr treu — nicht länger. Das ist nordische Treue und Verläßlichkeit. Ist ein fälischer Mensch verläßlich, so ist er es aus innerer Schwere, aus einem seelischen Verharrenmüssen. So kann er in Treue verharren auch dann, wenn solche „Treue" längst sinnlos und ein Verrat an sich selber ist. Aber es gibt fälische Menschen, die ein schon mäßig starker Anstoß von außen bisweilen plötzlich aus ihrem wuchtenden Verharren hinauswirft, und dann stürzt jäh und unaufhaltsam alles ein, worauf

---

[1]) Vgl. auch m. Buch „Rasse und Seele", 2. Abschnitt: Der Verharrungsmensch.

man glaubte Häuser bauen zu können. Und in unserem Beispiel vom fälischen Reisenden ist ja nicht gesagt, ob die Sache, die er mit dieser Vertrauen verbreitenden Gewichtigkeit vertritt, auch wirklich gut ist; d. h. ob man sich auf den Wert, den er der Ware dadurch, daß er sie vertritt, doch zuspricht, wirklich verlassen darf — in Wahrheit kann sie ja auch Schund sein. Auch auf jene väterlich wirkende Ruhe, mit der unser fälischer Reisender auftritt, ist nicht an sich schon — d. h. kraft des Stilgesetzes der Rasse — ein menschlicher Verlaß. Ob solche fälische Ruhe wirklich tief ist und in menschlicher Größe gründet, darüber gibt nicht der Stil der Rasse Auskunft, sondern der Charakter des einzelnen Menschen. Ich kenne wesentlich fälische Menschen, die oft aus scheinbar lächerlichem Anlaß ihre Ruhe verlieren und dann rasen bis zur Erschöpfung: sie verharren dann mit ihrer ganzen fälischen Schwere in dieser Raserei, auch wenn deren Anlaß längst dahin ist, weiter und weiter kraft desselben artlichen Gesetzes, nach dem sie bisher in einer scheinbar unerschütterlichen Ruhe verharrt hatten. Der fälische Mensch kann ein nüchterner Rechner sein, auch sehr auf Kosten anderer Menschen: skrupellos nüchtern, über Leichen stampfend; und doch daneben völlig im Banne übervernünftiger Mächte: begabt mit dem „zweiten Gesicht“, ein „Spökenkieker“. Er hat einen weiten Umfang scheinbar widersprechender Möglichkeiten. Als nüchterner Geschäftsmann, wie unser Reisender einer ist, kann er aus schwer verstehbarem Anlaß plötzlich ins Poltern geraten und dann Dinge sagen, die das Geschäft nicht fördern. Auch Götz von Berlichingen war zwar kein Geschäftsmann, aber vielleicht ein wesentlich fälischer Mensch.

Und dann kann ein anderer Reisender in unseren Laden treten, der weder dem nordischen noch dem fälischen in irgend etwas gleicht. Ein vertrauliches Lachen glänzt auf seinem runden, knolligen Gesicht; er reicht uns gleich seine weiche, kurzfingrige Hand: „Ja, grüß Gott, Herr Maier! Da bin ich also endlich wieder! Ja wie geht's denn alleweil? Und Ihrer Frau? Und dem Fritzle?“ Und wenn dann das kleine Fritzle zufällig in den Laden watschelt, begrüßt er es strahlend, als wär es sein eigenes Kind, und schenkt ihm sofort was Süßes oder Buntes. Von der Ware, um derentwillen er eigentlich kommt, ist noch lange nicht die Rede. Das erste für ihn muß sein, daß er Nähe schafft: eine nahe, warme Fühlung zwischen ihm selbst und dem künftigen Kunden muß hergestellt sein, sonst kann kein Kauf gedeihen. Es muß gleichsam eine warme Dunsthülle erzeugt werden,

die beide, den Reisenden und seinen künftigen Kunden, gemeinsam umfängt. Das ist die Luft, in der ein Geschäft gedeiht: denn nun „kann" der Kunde schließlich nicht mehr anders als bestellen — „anstandshalber".

Dieser Anstand freilich ist ein Anstand ganz anderen Stiles als jener, der in der Welt des nordischen Menschen gilt. Dort setzt aller Anstand die Wahrung eines kühlen Abstands zwischen Mensch und Mensch voraus; hier aber ist Anstand eine Pflege nicht des Abstands, sondern der warmen Nähe. Das ist *ostischer* Anstand.

Und noch ein anderer Handlungsreisender kann uns begegnen; in Deutschland zwar selten, aber häufig in den südlichen Ländern. Er preist uns seine Ware in vollendeter Rede an und begleitet den Tanz seiner Worte mit einer Verschwendung vollendet anmutiger Gebärden. Was will er von uns? Beifall. Ob wir kaufen, ist fast Nebensache. Hauptsache ist, daß wir bewundernde Zuschauer sind bei seinem Tanze. Er braucht uns, d. h. den Mitmenschen, notwendig, um leben zu können; aber er braucht uns nicht notwendig als seine Käufer, sondern als seine Tribüne. Bei Menschen seiner Art wird er dennoch als Kaufmann erfolgreich sein; denn jene Zuschauer, die sein herrliches Spiel wirklich mitreißt, die werden auch Käufer und Besteller. In der Welt des nordischen Menschen freilich, der nur die Sache frägt und nur ihre sachliche Leistung wertet, ist diesem *Darbietungsmenschen* kaum ein Erfolg beschieden. Sein Wirkungsfeld ist die mittelländische Welt, er ist der Mensch von *mittelländischer* Rasse.

Wir warfen einen abschließenden Blick auf den nordischen, den fälischen, den ostischen, den mittelländischen Stil des Erlebens. Wir wählten als Beispielsmenschen sehr alltägliche Menschen, und taten dies, um zu zeigen, daß Rasse nicht etwas ist, das sich nur bei besonderer Gelegenheit an Feiertagen äußert, sondern immer und überall, wo menschliches Leben gelebt wird. Wir hätten statt der Handlungsreisenden auch etwa Krankenschwestern oder Lastträger oder Geheimräte oder Schauspieler wählen können: in jedem Falle hätte sich ergeben, daß jeder das, was er ist, nur eben im Stile seiner Rasse sein kann. Es ist gleichgültig, an welchem Punkte man das Leben anfaßt: es gehorcht an jedem Punkte seinem rassischen Gesetz.

Bei der Betrachtung seelischer Gestalten entstand auch jeweils wie von selbst das zugehörige Bild der *leiblichen Erscheinung*. „Zugehörig" heißt hier: die rassenbestimmte seelische Gestalt verlangt,

um in dieser gemeinsamen Raumwelt erscheinen zu können, einen Leib; und auch dieser Leib hat Gestalt, und zwar eine so beschaffene, daß an ihr der Stil der Seele sich vollendet ausdrückt. Zu jeder Rassenseele „gehört" ein Rassenleib: er ist ihr wesensmäßig zugeordnet als das ihrer Gestalt entsprechende Raumfeld ihres Ausdrucks.

Ob freilich in jedem einzelnen Falle immer wirklich beisammen *ist*, was dem Wesen nach zusammen *gehört*, ist eine ganz andere Frage, die wir in vielen einzelnen Fällen verneinen müssen. Was dem Wesen nach stilhaft zusammengehört, ist oft genug zersprengt durch *Rassenmischung*. Rassengemischtheit bedeutet, seelenkundlich gesehen: eine Verklammerung von Zügen, die nicht zusammengehören. So kommt es oft genug, daß ein Mensch seinen Stil nicht durchhält: daß sein Verhalten umschlägt etwa vom nordischen zum fälischen oder zum ostischen Stile, oder daß sein Leib nicht auszudrücken vermag, was in seiner Seele vorgeht, weil der Stil seines Leibes in entscheidenden Zügen zum Stile seiner Seele nicht paßt. Hier ist einer der Punkte, wo aus rassenkundlicher Erkenntnis ein Wille zur Tat entspringen muß, wenn Wissen mehr sein soll als ein toter Lehrstoff. Uns Wissenden ist es heute aufgegeben, in einer Arbeit von vielen Geschlechterfolgen die den Menschen zerreißende Rassenmischung zurückzudrängen. Menschen sollen wieder werden, die *aus einem Gusse* sind. Dies ist der einzige Weg, um schließlich *ein Volk* zu werden im vollen Sinne des Wortes: eine Gemeinschaft aus Gliedern, die *einander verstehen*, weil das Erleben aller vom gleichen Stile gestaltet und darum das Erleben jedes einzelnen Volksgenossen jedem anderen Volksgenossen „selbstverständlich" ist.

Man wird mich fragen: Wie könnte dies geschehen? Wir müssen doch die Tatsache als gegeben hinnehmen, daß wir fast alle, wir Deutschen, heute nicht mehr reinrassig sind. Wie können wir dies ändern, wo doch in jedem einzelnen von uns in Leib und Seele diese Mischung nun einmal vollzogen ist lange vor seiner Geburt? Was können wir dabei tun?

Nun, wir können etwas tun. Und das selbst dann, wenn wir an uns selber, an uns heute Lebenden, nichts mehr leisten und retten könnten — an unseren Kindern und Enkeln und an deren Enkeln können wir etwas tun, damit wieder echtes „Volk" aus ihnen werde.

Deutsches Volk und deutsche Kultur sind ein Werk aus nordischer Hand, ein Werk in nordischem Stile. Die deutsche Geschichte, zumal überall da, wo sie groß war durch die seelische Macht von Männern und von Frauen, die wir noch heute als Vorbilder deutscher Lebensgestaltung sehen — die deutsche Geschichte war eine Geschichte nordischen Lebensstiles. Und sie kann deutsch nur sein, solange sie von diesem Stile noch durchherrscht ist.

Was aber vom Volk und seiner Geschichte gilt, das gilt auch vom einzelnen. Daß wir als Menschen von einheitlichem Rassenstile *geboren* würden, das dürfen wir nicht von uns verlangen, denn auf seine Geburt hat schließlich niemand einen Einfluß. In fast jedem von uns widerstreben einander mehrere Stile. Was wir tun können, ist dies: Partei ergreifen in diesem inneren Streite. Nicht ihn schlichten: das ist unmöglich, denn wir können nicht ausreißen, was nun einmal in uns steckt. Auch ist der Streit an sich nicht wertlos, ja er kann durch die innere Spannung, die er schafft, ganz neue Werte zeugen: Kulturwerte höchsten Ranges gehen oft aus diesem inneren Streit — dem Streite der um die Seele ringenden rassischen Stilgesetze — hervor. Solch innerer Streit ist also gut und fruchtbar, aber für uns Deutsche nur dann, wenn er mit einem Siege des nordischen Artgesetzes endet. Was der einzelne Mensch an sich selber tun kann, ist: sich selbst gegenübertreten und das Nordische in ihm selbst zum Siege führen. Das aber heißt nichts anderes als: *die Tat der Eroberung*, durch die ja einmal auch unser deutsches Volk entstanden ist, indem nordische Eroberer Herrschaft übten über Unterworfene von fremder Art — diese Tat der Eroberung *zu wiederholen: jeder einzelne in sich selbst.*

Wenn dieses Werk der Selbsterziehung vollbracht ist, dann folgt aus ihm von selbst schon alles andere. Ein Mensch, der so sich nordisch entschieden hat, der kann auch nicht mehr anders, als nordisch wählen, wenn er Genossen sucht zu gemeinsamem nordischem Werke: denn nur Menschen gleichen Stiles, Menschen gleichen Strebens, gleicher Artentscheidung werden ihn verstehen können. Nur mit solchen kann er eine echte Gemeinschaft fügen. Alle andere Gemeinschaft, die nicht in gleicher Artentscheidung gründet, kann nur unechte Scheingemeinschaft sein: Bürogemeinschaft, Maschinen- und Rekordgemeinschaft, Tisch- und Bettgemeinschaft, nichts weiter. Das hingegangene Zeitalter gefiel sich oft darin, mit dem Versagen der Gemeinschaft —

selbst mit der hoffnungslosen Sehnsucht nach Gemeinschaft — ein geist=reich=krankes Spiel zu treiben: man litt an diesem Versagen und man pflegte dieses Leiden, aber man heilte es nicht. Denn solche Heilung hätte eine Tat gefordert und die Tat ein Wagnis. Man wagte nicht, zu tun, was man erkannte. Man klammerte sich an ein leeres Neben=einander=Dasein, man scheute die Schule der Einsamkeit. Jetzt erst ist der Weg nach innen wieder frei: die Zeit ist gekommen, da jeder lernen muß, sich selber wieder fest ins Auge zu schauen — die Zeit, da jeder Deutsche wieder wagen muß, einsam zu sein. Nur wo Einsamkeit möglich ist, ist auch tiefe Gemeinsamkeit möglich. Das gilt für jede Gemeinschaft nordischen Stiles: für nordische Ehe, für nordische Freundschaft, für nordisches Volk.

Manch einer mag hierzu sagen: Nicht übel, aber wie soll das mög=lich sein: rassische Erziehung für ein ganzes Volk? Von Zweiflern jeder Art wird diese Frage erhoben: von denen, die von Rasse nichts wissen wollen und so tun, als könnten sie Rassenunterschiede — wenig=stens seelische — nicht sehen (als ob es Rassenblindheit gäbe, wie es Farbenblindheit gibt); aber auch von denen, für die Rasse ein Bündel von erblichen Eigenschaften ist, die man zwar züchten, aber an denen man nichts erziehen könne. An der Tatsache, daß Menschen völlig gleicher Rasse doch verschiedenen Charakters, verschiedener Eigenart sein können — an dieser alltäglich sichtbaren Tatsache, um die jeder ungelehrte Menschenkenner weiß, gehen sie vorüber, weil sie nicht in ihr einseitig rassenbiologisches Begriffsschema paßt. Sie wissen auch nicht, daß Seele etwas ist, das ständig in einem geschichtlichen Werdegange hingeht. Wer z. B. den Weltkrieg erlebt hat, gar an der Front erlebt hat, ist nicht mehr der gleiche wie einer, der ihn nicht erlebt hat — und wären die beiden auch in allen ihren ererbten An=lagen gleich.

Ich darf ein Beispiel aus meiner eigenen persönlichen Geschichte geben. Die erste größere Reise, die mir als jungem Menschen vergönnt war, ging nach dem skandinavischen Norden, wohin mich von je die Wünsche meiner Jugend gezogen hatten. Und ich gewann mir dort gute Freunde. Ein Jahr vor dem Kriege besuchte ich sie noch einmal. Dann kam der Krieg und der Nachkrieg und verschloß die Grenzen für ungefähr ein Jahrzehnt. Erst im Jahre 1923 gelang mir wieder eine Nordlandfahrt, indem ich mich dort als Erntearbeiter verdang. Wieder besuchte ich meine skandinavischen Freunde. Es wurde eine

herbe Enttäuschung. Meine Freunde lebten noch so, wie sie immer lebten: wie vor zehn Jahren, als wäre dazwischen nichts. Der Pflug des Schicksals, der unsere Seelen aufgerissen hatte, daß sie fruchtbar wurden und empfangend für neues größeres Schicksal: dieser Pflug hatte sie verschont und das Schicksal hat sie vergessen. Wir verstanden einander nicht mehr.

Was hatte sich da vollzogen? Die ererbten Anlagen hatten sich nicht geändert, nicht der Rassenstil, der ja erblich und eben insofern ein Rassenstil ist — das alles war noch dasselbe. Und dies war doch das wesentlich Gemeinsame gewesen: das, auf Grund dessen wir einander früher verstanden hatten. Was sich inzwischen entscheidend geändert hatte, aber nur bei mir, dem Deutschen, nicht bei den „neutralen" Freunden, das war der Ablauf der persönlichen Geschichte. Das Schicksal unserer Völker hat uns innerlich getrennt. Nie ist mir so greifbar klar geworden wie damals, daß die Geschichte des einzelnen Menschen ganz aus der Geschichte seines Volkes fließt. „Neutralität" eines Volkes macht auch den einzelnen „neutral" in einem tiefen Sinne: sie läßt ihn unbeschrieben, ungepflügt und unbefruchtet durch die Gewitter der Zeit.

Nicht alles ist Rasse, was Menschen verbindet oder trennt. Auch Menschen gleicher Rasse und — was bedeutsamer ist — auch Völker wesentlich gleicher Rasse können dahin kommen, daß sie einander nicht verstehen. Das englische Volk hat zwar den Weltkrieg erlebt, und hieraus ergibt sich die Möglichkeit für uns Deutsche, mit einzelnen Engländern in manchen Dingen gelegentlich eher zu einem Verstehen zu kommen als etwa mit einzelnen Skandinaviern. Jedoch — das englische Volk ging anders in den Krieg als wir, denn es war als Volk schon anders geprägt als wir durch die Geschichte der Jahrhunderte, die dem Weltkrieg vorausgingen. Darum hat es den Krieg ganz anders erlebt als wir. Mag der Angelsachse uns noch so rassenverwandt sein, er ist von uns geschieden durch geschichtliche Prägung. Prägung kann zwar nicht Menschen verschiedener Rasse zusammenprägen, aber sie kann Menschen gleicher Rasse auseinanderprägen.

Wir sagten: Volksgemeinschaft ist nur möglich, wo die Glieder der Gemeinschaft einander wahrhaft verstehen. Und wir sagten ferner: ein wirkliches Verstehen ist nur möglich auf Grund einer gleichen Gesetzlichkeit des Erlebens, auf Grund des gleichen Rassenstiles also: nur wenn ein Stil, das Artgesetz der nordischen Rasse nämlich,

als der herrschende gilt in unserer Volksgemeinschaft — nur dann sind wir auf dem Wege, deutsches Volk zu werden.

Doch dies ist nur die halbe Wahrheit. Die Rassenverwandtschaft reicht zum Verstehen nicht aus: sie reicht nicht aus, um ein Volk zum Ganzen zu schaffen — sonst müßten ja wir Deutsche mit allen rasseverwandten Germanenvölkern zusammen ein einziges Germanenvolk sein können. Das aber können wir nicht, wenigstens heute nicht, denn wir unterscheiden uns von jenen schicksalsmäßig durch die geschichtliche Prägung. Zum Volksein gehört notwendig die Schicksalseinheit.

„Gleiches" Schicksal aber erleben nur Gleichgeartete. Wir sagten vorhin: Geschichte kann zwar Menschen gleicher Rasse auseinanderprägen, aber sie kann nicht Menschen verschiedener Rasse zusammenprägen. Äußerlich zwar scheint sie das zu können: Menschen verschiedener Rasse können Bürger des gleichen Landes sein, Soldaten des gleichen Heeres. Dies aber verbürgt nicht, daß sie in einer wirklichen Gemeinschaft miteinander leben: in einer Gemeinschaft des Verstehens. Der erste entscheidende Ruf des Schicksals reißt sie auseinander, weil jede Menschenart auf einen und den gleichen Ruf des Schicksals eine andere Antwort hat. Was wir Schicksal nennen, das umfaßt ein Außen und ein Innen: nicht das schon ist Schicksal, was von außen herantritt, sondern das erst, was wir daraus machen. Als 1914 die halbe Erde über uns Deutsche herfiel, antwortete — scheinbar — das ganze Volk mit einer einzigen Stimme dieser Drohung, die von außen dröhnte: „Ihr könnt im äußersten Falle uns vernichten, aber beugen könnt ihr uns nicht!" Das war Antwort aus nordischem Rassenstile. Erst mit dieser Antwort, die von innen herkommt, ward uns die Drohung zum Schicksal. Die fälische Antwort auf solche Drohung ist der nordischen Antwort verwandt. Nordisch und Fälisch fügt sich zu einer Verbindung, die sich als lebensfähig und als schöpfungsfähig und — bis zu einem gewissen Grade — als gemeinschaftsfähig erwiesen hat. Aus nordischem und fälischem Stile, die einander verwandt sind, erwächst die germanische Seele. Sie war es, die 1914 allein zu Worte kam, so daß es erscheinen mochte, als klängen im deutschen Volke keine anderen Stimmen als diese eine.

Aber das war nur Schein. Die germanische Linie hielt sich nicht im ganzen Volke durch bis zum Ende, denn da war auch noch anderes. Es gab da Menschen unter uns — nicht nur Fremd-

stämmige, sondern auch Volksgenossen —, in denen der germanische Wille nicht stark genug war, um die Jahre der Zermürbung zu überdauern. Da kam das andere in ihnen zu Worte, das auch noch da war. Da drängte das Erleben des ostischen Menschen sich vor, das in anderem Stile geht als nordisches und fälisches Erleben. Ostischer Stil kann sich nicht im Kampfe entfalten, oder wenigstens nicht im Kampfe solcher Art, der nach nordischer Weise in Angriff und Ausgriff geht. Ostisches Leben in seiner Vollendung will enthoben sein von allem, was hart auf hart geht; ostisches Leben kennt kein Entweder-Oder, es kennt nicht die nordische Liebe zur Unerbittlichkeit. Der ostische Mensch in reiner Stilvollendung strebt nach der Enthobenheit des Weisen, der alle Dinge nah und warm um sich versammelt und seine Ruhe will, um sich — nicht schauend, aber beschaulich — an seine Dinge hinzugeben. Er will in Ruhe seine Welt betrachten, und diese seine Welt soll selbst in Ruhe sein. Wenn ich in Bildern sprechen darf: das Leben des n o r d i s c h e n Menschen ist einem Pfeile vergleichbar, der von der Sehne geschnellt ist, aber sein Ziel nie erreicht, denn das Ziel liegt im Unendlichen; das Leben des o s t i s c h e n Menschen ist einer Kugel vergleichbar von der Art jener gläsernen Kugeln, wie man sie in stillen, beschaulichen Blumengärten findet: sie ruhen in der Mitte dieser kleinen Welt und spiegeln freundlich die stillen Dinge, die um sie herum sind. Die ostische Seele hat eine andere Antwort ans Schicksal als die nordische: das, was an sie herantritt, wird von ihr anders aufgenommen und anders zum Schicksal gemacht. Die ostische Seele kann, was die nordische nicht kann: sie kann sich ducken im Winkel. Sie kann sich ducken und beugen um ihrer Ruhe willen. Ein Leben in Knechtschaft ist ihr möglich. So kam es im Jahre 1918, daß die Deutschen, weil sie ein Volk im echten Sinne noch nicht waren, nicht mehr die Einheit der Antwort fanden wie vier Jahre zuvor.

„Gleiches" Schicksal erleben nur Gleichgeartete. Nicht jeder Stoff ist geeignet zu jeder Prägung. Es ist wohl wahr, daß viele von denen, die sich damals in einem nicht-nordischen, nicht-germanischen Sinne entschieden, von fremden Wühlern verführt waren. Aber verführbar in solchem Sinne ist nur der, der seines inneren Gesetzes nicht gewiß ist.

Damit scheint ein Werturteil über den ostischen Menschen gesprochen. Rassenkundlich verstanden, wäre ein solches Urteil sinnlos. Wissenschaft hat keinen Maßstab, Rassen zu werten. Rassenseelenkunde hat die Aufgabe, Rassenseelen zu verstehen, und das bedeutet: ihre

innere Wertewelt zu suchen, die in ihnen angelegt ist und so und nicht anders sein soll — geurteilt nach ihrem eigenen Artgesetze. „Absprechende" Urteile über Rassenseelen sind niemals aus wissenschaftlichem Denken gefällt. Wer den ostischen Menschen verurteilt, tut dies nicht nach einem überrassischen „objektiven" Maßstab (den es nicht gibt), sondern er tut es vom Standpunkt z. B. der nordischen Rasse. Genau so, wie der ostische Mensch dem nordischen und anderen Menschenarten auf die Nerven gehen kann, so der nordische Mensch dem ostischen: als ein Unruhestifter, ein Projektemacher, einer, der kein Ding in Ruhe lassen kann.

Man hört und liest öfters: ja, das sei eben nun mal so: jede Rasse habe eben ihre Fehler und Gebrechen. — Das ist widersinnig. Fassen wir „Rasse" als ein Gestaltgesetz, als ein Gesetz des So-sein-Sollens, so verstößt es wider den Sinn, ihr Fehler und Gebrechen zuzusprechen. Rasse „ist so": das Maß all ihres Gut- und Schlecht-, ihres Edel- und Gemeinseins liegt in ihr selbst und ist nicht wissenschaftlich meßbar mit dem Maßstab anderer Rassen oder gar mit einem erdachten überrassischen Maßstab. Der Wolf handelt wölfisch, wenn er das Schaf zerreißt. Zum Wolfssein gehört es, Schafe zu reißen und schlingen. Würde der Wolf das Schaf verschonen, so wäre er ein schlechter Wolf und müßte nebenbei verhungern. Ein gezähmter Wolf, der sich gewöhnt hat, Schafe zu verschonen, ist für Schafe und Menschen gewiß ein angenehmerer Hausgenosse als ein ungezähmter „echter" Wolf. Aber schon darin, daß wir diesen echt nennen und nicht jenen, ist dem gezähmten Wolf das Urteil gesprochen: das Urteil vom Standpunkt des wölfischen Wesens aus. Als Hausgenosse des Menschen ist er dadurch „gut", daß er abgefallen ist vom Gesetze des wölfischen Wesens.

Jede Rasse also trägt ihre Wertewelt und ihren Maßstab in sich selbst: der nordische Mensch *soll* nordisch sein und der ostische ostisch. Nur dann ist jeder echt und nur dann ist jeder gut. Wissenschaft darf die Dinge nicht anders sehen als so.

Aber wir sind ja nicht alle Gelehrte, wir sind nicht alle wissenschaftliche Menschen. Und auch die unter uns, die Gelehrte sind, sind doch nicht nur Gelehrte, sondern auch anderes: Freunde, Gatten, Väter und — vor allem — Glieder ihres Volkes. Und auch als solche dürfen, ja müssen wir Urteile sprechen — Urteile freilich, die nicht wissenschaftlich sind. Und weiter: wir sind nicht alle rein nordisch oder rein ostisch,

sondern beides: wir sind nordisch, aber das nordische Gesetz in uns ist in seiner Gestaltung ständig bedroht durch jenes Andere in uns, das auch da ist und auch sein Gesetz hat. Wollen wir ganze Menschen sein und ein ganzes Volk, so können wir nicht anders als für eine dieser Wertewelten uns praktisch entscheiden durch Selbsterziehung.

Und auf diesem praktischen — nicht auf wissenschaftlichem — Boden erwachsen nun begründete Werturteile. Wertvoll ist — für uns, für die nordisch entschiedenen Deutschen — das nordische Vorbild und kein anderes. Es gibt nichts Edles-überhaupt: man kann edel nur sein entweder in nordischem Stile oder im Stile irgend einer anderen Art. Was „edel" ist im ostischen oder im mittelländischen oder im vorderasiatischen Sinne, das muß uns fremd sein. Wir können es betrachten, wie man eben Fremdes betrachtet: fremde Pflanzen und Tiere, fremde Landschaft — warum auch nicht? Im Betrachten des Fremden erkennt man die eigene Grenze. Aber es darf niemals unser werden: nie unser Vorbild. Sonst verwirren wir das Gesetz, durch das wir sind, was wir sind.

„Entscheidung" in diesem Sinne — für uns Deutsche die nordische Entscheidung — ist also ein Werk der Erziehung, so gut wie geschichtliche Prägung ein Stück Erziehung ist. Das Rassenseelische im Menschen ist erziehbar. Erziehen heißt hier: Führen zur Entscheidung. Sich nordisch entscheiden heißt: sich selbst gegenübertreten, sich ins Auge fassen und eine sachliche Leistung vollbringen an sich selbst. Entscheidung ist nichts Einmaliges, nach dem dann alles beendet und vorüber wäre; Entscheidung erneuert sich in jedem bedeutsamen (und also entscheidenden) Augenblicke und wird so zum Werk eines ganzen Lebens. Sie ist nichts für Menschen, die ihre Ruhe haben wollen. Sie ist unbequem, sie fordert ein oft schmerzhaftes Wachsein, ein tägliches Überwinden der eigenen Trägheit, eine immer bereite Rücksichtslosigkeit gegenüber sich selbst. Sie kann nicht gelehrt, sondern nur gelebt werden. Zur nordischen Entscheidung führen kann man letzten Endes nicht mit noch so klugen Worten, sondern nur durch ein Dasein als Vorbild. Erziehen heißt hier: den Zögling zum Gefolgsmann großer Vorbilder machen, deren Leben — vielleicht ohne daß sie selbst es ahnten — ein Leben durch nordische Entscheidung war. Erziehen heißt hier vor allem: selbst ein Vorbild nordischen Entscheidungslebens sein.

14. Noch einmal: Seele und Landschaft. Der Ostraum.

Nach dem gewonnenen Einblick ins Artgesetz der nordischen Seele und anderer Seelenarten wenden wir uns noch einmal der Frage zu: Wie wirkt die geartete Seele auf den Erdraum, in welchem sie lebt, und wiederum: Wie wirkt der Erdraum auf die erlebende Seele zurück?

Wenn wir im Verlauf der Klärung dieser Frage von „erlebtem Raum" und „erlebten Räumen" sprechen, so scheint es leicht, daß schon mit solcher Benennung der nüchterne Bereich der Wissenschaft verlassen und ein Gebiet betreten sei, das den Dichtern gehöre. Und eines ist ja wahr: wir müssen über diese Gegenstände mit solchen Wörtern reden, die auch bei Dichtern im Gebrauche sind. Wer über jenes Besondere reden will, in welchem sich das innere Leben der einen Rasse von dem der anderen unterscheidet, und wer gar von der Beziehung der Rassenseele zu bestimmten Räumen unserer Erde spricht, der wird, was er da sieht, nicht anders als in Gleichnissen sagen können. Doch er befindet sich damit in großer wissenschaftlicher Gesellschaft. Denn selbst die Mathematik verzichtet öfters nicht auf Bild und Gleichnis. Oder meint sie wohl einen Rettich, wenn sie sagt: „Wurzel aus x"?

Es handelt sich hier nicht nur um Erlebnisse solcher Art, wie der gebildete Stadtmensch sie hat, wenn er einen Ausflug macht und ihm nun die Landschaft „zum Erlebnis wird". Der Bauer kennt solcherlei Erleben nicht: der ländliche Raum, in dem er lebt und wirkt, ist für ihn nicht Stoff für empfindsame Gestaltungen einer Urlaubsstimmung, sondern der Inbegriff harter Notwendigkeiten. Wo der Städter glaubt, „in der Natur" zu sein, da spricht der Bauer und der Forstmann umgekehrt von „Kulturen" und zeigt meist keinerlei Bereitschaft, sie ernsthaft auf etwas anderes anzusehen als auf ihren Nutzwert. Der an sich selbe Raum ist für ihn mit ganz anderen Bedeutungen erfüllt als für den naturbegeisterten Wanderer aus der Stadt.

Und dennoch kann beiden etwas gemeinsam sein. Grundverschieden zwar sind die Bedeutungen, die jeder von beiden dem an sich selben Raume verleiht: jeder faßt ihn anders auf und sieht ihn anders, notwendig *ist* er darum auch für beide etwas Verschiedenes.

Doch man lasse nun beide beschreiben, was sie sehen (es gibt Bauern genug, die trefflich beschreiben können), so ergibt sich, daß zwar jeder von beiden andere Dinge heraushebt und die ihm bedeutungsvollen Dinge anders bewertet; aber die Weise, wie sie das tun — gleichsam die geistige Sehbewegung — kann beiden gemeinsam sein.

Gewiß, es gibt Bauern von sehr verschiedener Art. Es gibt aber zweifellos solche, die nicht anders ins Gelände schauen können als mit dem Gedanken: „Da ist das und das zu machen." Und der Gedanke, was zu machen ist, regt an, regt auf und läßt keine Ruhe, mag auch das Gesicht ganz unbewegt verbleiben. Am Abend eines Erntetages, wenn der Roggen geschnitten ist, sagt er nicht: „Nun ist's mal genug, und nun wollen wir erst ein bißchen unsre Ruhe haben", sondern: „Der Roggen ist fertig, und nun kann gleich gepflügt werden, gleich hinter dem letzten Wagen. Dann sehe ich zu, daß ich es diesmal noch mit der Wintergerste schaffe. Wintergerste vor Weihnachten auf unserem Land — vielleicht geht's diesmal dennoch!" Und während er das denkt, greift sein Blick einen Schritt weiter hinüber zum Rübenfelde, und er berechnet die mögliche Steigerung des Ertrages und wie sie sich als Kraftfutter auf die Milcherzeugung auswirkt. Und wiederum ist sein Blick einen Schritt weiter, dort hinauf zur Koppel, geschritten: dort weiden die Kühe. Sonntage wird er brauchen zum Rübenhacken, wenn das alles geschafft sein soll — und es wird geschafft! Nur immer die Zeit stramm an der Strippe gehalten. Laß die Knechte dösen, aber erst wenn alles geschafft ist.

Der Stadtmensch, der auf Urlaub hier vorbeikommt, sieht dasselbe Gelände anders. Wohl, auch er sieht Roggen- und Rübenfelder, Koppel, Weide, Kühe. Aber so besehen, bedeutet es ihm nichts. Nur der Viehweg dort, der zieht ihn mächtig an. Ob er wohl bloß bis zur Koppel hinauf führt oder noch höher? Nun, das muß sich zeigen, nur mal erst hinauf. „Der Blick von dort muß herrlich sein, und dann finde ich schon weiter. Irgendwie muß man doch von dort bis zur Höhe kommen, und wenn erst dieses Ziel erreicht ist..."

Das Beispiel zeigt klar genug, worin sich das Sehen und Denken beider unterscheidet und was darin gemeinsam ist. Verschieden ist, was jeder herausgreift und an Bedeutungen hineinprägt; gemeinsam aber ist die besondere Weise, in der da sehend „gegriffen" und „geprägt" wird. Beide stellen sich dem, was sie sehen, gegenüber, und

verlangen auch von dem Gesehenen, daß es sich stellt: daß es sich greifen und etwas aus sich machen läßt. Jedes einzelne Ding, das so sich vom Ganzen abhebt, ist ein Ding-wozu: entweder es ist mit Möglichkeiten geladen, die man zur Entfaltung rufen, ja zwingen muß; oder aber das Ding hält nicht, was es versprach: dann hat es eben versagt, wird bedeutungslos und ist „nichts". Vor beiden, diesem Bauern und diesem Städter, baut sich im Griffe solchen Sehens je eine Welt, und jeder hat in der seinigen andere Dinge. Aber der Stil, in dem die beiden Welten gebaut sind, die Linienführung und die Weise des Bauens, sind dieselben. Man kann diesen Stil „dynamisch" nennen, falls man solche Wörter liebt.

Kein Zweifel, daß es auch andere Bauern gibt, die mit anderem Blick in ihr Gelände sehen, so daß vor ihnen eine Welt von anderer Linienführung aufwächst. Gleichermaßen gibt es auch andere Städter. In Dorf und Stadt gibt es z. B. Leute, denen der Friede mehr gilt als eine Welt voll lockender Ziele. Sind sie Bauern, so bauen sie soviel wie nötig ist, um ein friedliches Dasein, ein Glück im Winkel zu pflegen, und freuen sich am Sturme nur, wenn sie zuhaus und wohlgeborgen sind. Ruhe bedeutet ihnen nicht ein Ausruhen und Kräftesammeln zu neuem Aufbruch und Ausgriff, sondern ist für sie ein Wert an sich: der Zustand der Enthobenheit von aller drängenden Bewegung. Man lebt und tut seine tägliche Arbeit, ja wenn es sein muß, schuftet man sogar eine Zeitlang, nur um diesen Zustand einmal zu erreichen. Und sind solche Menschen städtisch geworden, so geschieht mit ihnen das Gleiche, nur eben mit anderen Mitteln im städtischen Bereich. Unser Bauer von vorhin (aber auch unser Städter von vorhin) würde das „dösen" nennen. Der Gelehrte spricht hier vielleicht von Quietismus oder von einer Form des „statischen" Erlebens.

Alles Sehen in die Welt ist schöpferisch, nicht nur das Sehen des Künstlers. Von der Weise des Sehens, der Bewegung des Weltauffassens, hängt es ab, in welcher Linienführung die Welt gestaltet ist, die um einen Menschen entsteht. Von außen gegeben ist immer nur der Stoff für Weltgestaltung, mag dieser nun aus „Natur" bestehen oder aus noch so künstlichen Gebilden: die Auffassung des Sehenden erst macht sie zu dem, was sie für ihn bedeuten. Alles menschliche Sehen ist ein Bedeutungsetzen. Der Stil im Aufbau der Bedeutungen aber (ob die Linienführung in solchem Aufbau z. B.

„dynamisch" ist oder „statisch"), hängt ab von der Rasse des Menschen. Rasse ist Gestalt und Gestaltung.

Vom Gesichtspunkt des Lebendigen aus gibt es nicht „den" Raum, so wenig wie es „die" Farbe gibt. Wo Raum und Räumliches von einem Bewußtsein erfaßt wird, da sind sie schon „dynamisch" oder „statisch" oder sonstwie gesehen: der Griff des auffassenden Bewußtseins prägt sich mit hinein. Der nordische Mensch sieht seinen Raum in die Ferne gegliedert. Gegliedert, das will sagen: nicht zerfließend, nicht verschwimmend oder verschweifend ins Uferlose, sondern mit grenzenschaffenden Zielen durchsetzt. Denn der nordische Blick schreitet immer von Ziel zu Ziel; das Ziel ist fern und ist zugleich auch Grenze und wiederum der Ausgangspunkt zur Erschreitung neuer Ziele. Jeder Fernpunkt ist ein Zielpunkt, der dem Raume Gliederung und somit Gestalt gibt; und jeder Zielpunkt ist geladen mit der Möglichkeit weiterer Ferne. So fügt sich dem nordischen Sehen seine Landschaft, gleichviel ob das Gelände, das als Rohstoff dient, „Natur" ist oder Großstadt oder ein geistiger Bezirk.

Es wird gut sein, neben das nordische Sehen, das uns hier als Beispiel diente, gleich ein anderes Beispiel zu stellen, von dem es sich unterscheidet. Wir blickten vorhin auf Menschen, denen „der Friede" oder „die Ruhe" oder wie immer sie den Zustand der Enthobenheit von aller drängenden Bewegung nennen mögen, den höchsten Wert bedeutet: das, wofür sie leben. Solche Menschen sind allen Dingen, die ihnen bedeutsam werden, nahe: je näher, desto besser. Vor dem weiten Ausblick, der Bewegung fordert, zieht sich ihr Sehen zurück. Bedeutsam vermag ihnen immer nur das zu werden, was ein gesichertes Glück verbürgt; Geborgenheit ist erste Glücksbedingung. Sich selbst und was man hat und liebt, immer ganz nahe haben — in einer solchen Nähe, die keine Gliederung im Raume zuläßt —: so ründet sich eine Welt, in der alles gleich groß und gleich wichtig zu werden scheint, so daß alle Dinge einander die Waage halten. Es ist eine Welt, die keine scharfen Grenzen und schroffen Kanten erträgt, sondern nur weiche, schmelzende Übergänge. Es ist die Welt, wie der ostische Mensch sie sieht (wobei das Wort „ostisch" — ein Kunstwort der Rassenkunde — nicht mit dem Worte „östlich" verwechselt werden darf, das etwas anderes bedeutet).

Man kann nun fragen: Wenn jede Rasse ihre besonderen inneren Auffassungsformen — ihre innere Landschaft — hineinsieht in den

jeweiligen Erdraum, den sie betritt, und durch ihre seelische Sehbewegung ihn gestaltet, ist es da nicht gleichgültig, in welchem Raume sie lebt? Denn jeder Raum wird eben durch ihr Sehen zu dem Raume, den sie braucht. — Die Antwort lautet: Nein. Nicht jeder Erdraum ist gleich gut geeignet zum Rohstoff der Landschaftsbildung für jede beliebige Rasse. „Rohstoff" sind Räume dieser Erde ja nur im Hinblick auf das sie gestaltende menschliche Sehen. In sich selbst aber hat jeder Erdraum schon seine eigenen Linien: Linien, die vorzeichnen, was aus ihm gestaltet werden kann. (Selbst jeder Rohstoff im alltäglichen Sinne — Holz, Eisen, Stein — hat es in sich, wozu er gestaltbar ist; wer Stein wie Holz behandelt oder Stahl wie Stein, der baut Mißgebilde.) Das Sehen, die innere Landschaft jeder Rasse gehört zusammen mit einem bestimmten Erdraum, auf den dieses Sehen verpaßt ist, während alle anderen Räume sich ihrem Sehen minder willig oder gar nicht fügen.

Das nordische Sehen z. B. ist einem Raume verpaßt, der sich zur Gliederung in die Ferne eignet. „Das Nahe hebt sich scharf vom Fernen ab und das Ferne vom Ferneren und so immer weiter. Ein Baum im Vordergrunde ist da, um in die Weite zu weisen, die sich dahinter dehnt. Wo immer der Blick hineintaucht in die Landschaft, da wird er ins Ferne gezogen, an die Grenze des Blickfelds und über dieses hinaus." Es ist der Raum des Nordens, der so beschaffen ist, daß er sich nordischem Sehen erschließt. Dies klingt sehr selbstverständlich, fast wie a = a, aber nur deshalb, weil wir die Rasse hier nach dem Raume benennen, an dem ihr Sehen sich entwickelt hat und auf den es verpaßt ist. Jedoch gerade dieser Name birgt die Gefahr, nämlich die, gründlich mißverstanden zu werden. Nordisch ist nicht nördlich. Nicht dies ist kennzeichnend für den gemeinten Raum, daß er sich heute zwischen diesen oder jenen Breitegraden befindet, sondern daß er so beschaffen ist, wie wir beschrieben. Der nordische Raum, das „Nordland", ist nicht der nördlichste (noch höher im Norden liegt der arktische Raum, und der ist anders); und er war auch wohl nicht zu allen Zeiten der Erdgeschichte dort, wo er heute ist. Räume können wandern. Während der Eiszeit war dort kein „Nordland", wo es heute liegt; damals lag das Nordland — falls es das schon war, was wir heute so nennen — sehr viel weiter südlich.

Die heutige Südgrenze des nordischen Raumes sind die Alpen. Wer sie südwärts überschreitet, merkt, daß dort ein Raum von an=

derer Art beginnt, der anders gesehen sein will: das Mittelmeerland. Die Nordgrenze nannten wir schon: es ist der arktische Raum. Jedoch (wir wiederholen: nordisch ist nicht gleich nördlich) der nordische Raum reicht nicht um die Erde herum: er hat auch eine westliche und eine östliche Grenze. Die westliche Grenze ist bisher raumpsychologisch kaum erforscht; wir lassen sie hier beiseite. Wichtiger für uns ist die östliche Grenze, denn sie schneidet unser Volksgebiet, den wachsenden Lebensraum des deutschen Volkes.

Unzählige Male fällt heute das Wort „der Osten", und jeder verbindet damit ein ungefähres Bild. Was ist das, „der Osten", und wo beginnt er? — Manche sagen, daß östlich der Elbe Asien beginne. Das ist ein Witzwort, das in dieser Form nicht stimmt, aber etwas ist doch daran. Zwar ist auch östlich der Elbe das deutsche Land noch Nordland, jedoch — im einzelnen kaum merkbar — wandeln sich seine Züge mehr und mehr und zwar in östlicher Richtung. Vielleicht darf man sagen, daß hinter Schneidemühl die Wandlung schon unverkennbar ist. Neue, ganz andere Züge treten nun deutlicher hervor, Züge, die dem Nordland fremd sind. Und der Mensch dieses Landes geht anders mit ihm um, denn er sieht es wohl anders: nicht mit nordischen Augen. Die breiten — für nordische Augen formlos breiten — mehrgleisigen, ungefestigten Straßen, die mit starken Birken gesäumt sind, ziehen hin ins Uferlose und sind überall die gleichen, wo man sie befährt: hier, dort, eine Stunde fern, zwei Tage fern, eine Woche oder länger oder ferner — es ist gleich. Es scheint, der Raum hat Ziel und Grenze verloren. Er gliedert sich nicht mehr und läßt sich nicht mehr gliedern, er entzieht sich dem nordischen Sehen. Er will gesehen werden mit den Augen eines Menschen, dem es inneliegt, in der Grenzenlosigkeit seines Raumes zu vergehen und selbst keine Grenzen, keine Ziele, keine Herrschaft zu setzen oder von sich aus zu wollen: eines Menschen, dem es einen Wert bedeutet, „nichts" zu sein. Der nordische Mensch kann diese Menschenart gestaltungsfeindlich nennen, handlungsfeindlich oder machtlos. Aber das alles sind Mißdeutungen, Mißwertungen aus Mißverständnis. Wendet man Maßstab und Wertordnung der einen Rasse an auf eine andere, dann ist alles Verstehen schon hoffnungslos verbaut.

Soviel allerdings scheint wahr zu sein, daß überall dort, wo

planvolle Macht geübt und staatliche Herrschaft errichtet wurde in diesem östlichen Raume, dies nicht von den Menschen dieses Raumes ausging, sondern von anderen Menschen, die aus anderen Räumen kamen, z. B. nordischen Menschen. Und mit dieser Möglichkeit des Wanderns von Raum zu Raum, die ja — von außen besehen — Menschen jeglicher Rasse freisteht, hebt ein Kapitel seelischer Entwicklung an, das rassenkundlich bisher kaum beachtet wurde. Was wird aus dem nordischen Menschen, wenn er aus seiner Landschaft, dem in die Ferne gegliederten Raume, in diesen völlig anderen Raum gerät, der keinen geeigneten Rohstoff für nordisches Sehen bietet? Jede Rasse findet ihren innersten Halt an der Landschaft, in die sie gehört, weil sie in ihr und in Wechselbeziehung zu ihr entstanden oder doch zu ihrer Endgestalt gereift ist. Nur in *ihrer* Landschaft kann sie sich selber finden: nur dort passen die Auffassungsformen ihres Sehens und die gegebenen Linien des Erdraums ineinander. Nur dort sind die innere Landschaft und die äußere Landschaft eins. Ein Mensch von Rasse, der den Raum, in den er gehört, verläßt und einen anderen besiedelt, kann als Einzelner oder als erstes Geschlecht in seiner inneren Landschaft unerschüttert gründen: der fremde Raum bleibt fremd und — auch als eigener Besitz — noch unvertraut. Anders seine Enkel: die innere Landschaft, nicht mehr an dem ihr gemäßen Raum erneuert, verwischt sich und verblaßt. Der prägende Griff des Sehens in den Raum verliert seine Sicherheit, der Raum aber gewinnt an Macht über die Seelen der Eindringlinge. Die Wirkung braucht nicht immer die gleiche zu sein. Viele verschiedene Charaktere sind möglich im Rahmen einer und derselben Rasse. Möglich z. B. ist bei ostgesiedelten nordischen Menschen dies, daß sie mit der inneren Landschaft auch den inneren Halt verlieren; daß ihre seelische Ordnung, ja ihr seelisches Maß gestört wird. Sie galoppieren gleichsam ständig unter sich selber fort und verbrauchen ein gut Teil ihrer seelischen Kraft damit, sich selber künstlich zu halten, weil der natürliche Halt versagt.

Es hat sich im Ostraum, soweit er von deutschen Herren nordischen Blutes erobert und besiedelt wurde, im Gange der Geschlechterfolgen eine Wechselbedingtheit zwischen den Herren nordischer Herkunft und den von ihnen beherrschten Menschen des Raumes gebildet, die für beide Teile nun zum Leben gehört. Das braucht keinem bewußt zu sein und ist dennoch so. Zur Art der Menschen

dieses Raumes, der Beherrschten also, gehört es, daß sie vollkommen nur leben können, wenn sie sich in einem fremden Willen geborgen wissen. In diesen fremden Willen sind sie fraglos eingefügt, dumpf und ergeben. Ihr inneres Leben hat an sich selbst nicht Umriß noch Gestalt, sondern empfängt seine Gestaltung von außen her. Sie sind, was sie sind, nur in der Hand eines Herrschenden, der über sie verfügt. Ist der Herr gut, so sind sie selber vollkommen; ist er unsicher oder schlecht und mißbraucht sie, so sind sie selber schlecht, geraten aus allen Fugen und werden am Ende furchtbar. Der polnische Blutrausch jüngsten Angedenkens gab ein Beispiel davon.

Aber der nordische Herr im Ostraum braucht auch den Knecht und kann ohne ihn nicht leben. Das unbewußte Grunderlebnis der Menschen dieses Raumes, „nichts“ zu sein, erscheint dem Herrn als dumpfe Gläubigkeit, in der er sich gerne geborgen weiß und Halt gewinnt gegenüber der Störung, die das Verblassen seiner inneren Landschaft bringt. Der Herr lebt heimlich vom Beherrschten wie der Knecht vom Herrn. Dies braucht ihm nie bewußt zu werden bis zu dem Tage, an dem er einmal den gewohnten Ostraum verläßt und unter nordische Herren anderer Prägung gerät. Denn wo der nordische Herr im Nordraum lebt, der zu ihm gehört und in den ihn sein inneres Schicksal verweist, da braucht er und will er nicht die Geborgenheit im Knechte, sondern ihn trägt die Treue des ebenbürtigen Gefolgsmanns. Schlichter gesprochen: wo der nordische Mensch bei sich selbst ist, da will er nicht Knechte, sondern Mitarbeiter.

Wer ist nun der Mensch des Ostraums, der Mensch, der in diesen Raum „gehört“? Ist es jene Rasse, die wir vorhin als die ostische beschrieben? — Gewiß, es gibt im Ostraum ostische Menschen (das Wort „ostisch“ im Sinn der Rassenkunde gebraucht). Aber die Menschenart, deren Sehen und Erleben diesem Raume verpaßt ist, darf zwar zweifellos eine östliche Menschenart heißen; doch ist sie nicht durchaus dieselbe, die in der Rassenkunde „ostisch“ genannt wird. Der Ostraum enthält, wie fast alle Räume der Erde, heute ein ziemlich krauses Rassengemisch; und mehrere Rassen dieser Mischung sind östlichen Ursprungs. Zum Stile der Landschaft aber, die wir vorhin als Ostraum beschrieben, paßt am besten die seelische Linienführung jener Rasse, die man — vielleicht nicht sehr zutreffend — in der Rassenkunde die „ostbaltische“ nennt. Ihre russische

Sonderausprägung hat eindringlich Dostojewski in vielen seiner Gestalten (die für uns so sonderbar gestaltlos sind) gezeigt.

Auch dieser Ostraum, mag er von innen her grenzenlos erscheinen, hat doch seine äußere Umgrenzung, nämlich dort, wo Räume anderen Stiles benachbart sind. Aber die raumpsychologische Grenze des Ostraums ist noch keineswegs erforscht, und auch die Geographie der Landschaft (Ewald Banse) hat ihre Arbeit bisher nicht zu dem Punkte geführt, wo eine Psychologie des Ostraums daraus Nutzen ziehen könnte. Und was die Geologen über die Struktur der Erdoberfläche sagen, bringt der Psychologie der Landschaft, das ist des erlebten Raumes, nicht viel mehr Gewinn als dem Maler das Wissen um die chemische Formel seiner Farben oder dem Tonsetzer die Kenntnis der Wellenlänge seiner Töne: Zahlen, aber keine Schau.

Das, was hier Osten heißt, fällt nicht — auch nicht teilweise — zusammen mit dem Orient, dem Morgenlande. Das Wort „Orient" heißt Osten; wohl, aber wenn damit mehr als eine bloße Windrichtung, nämlich ein erlebbarer Raum von eigenem Stile, gemeint wird, so ist es ein Raum, der anders ist als jener Ostraum. Die Rassenseelenforschung nennt ihn „das Wüstenland". Nicht weil der Raum als Ganzes aus Wüste bestünde; dann wäre er unbewohnbar und außer Beziehung zu den besonderen Auffassungsformen irgendeiner Menschenart. Der Raum ist von Wüsten — Stein oder Sand — durchzogen oder zersetzt; bewohnbar sind darin Steppengebiete von scheinbar grenzenloser Ausdehnung, und ferner die eingestreuten Brocken und Streifen fruchtbaren Landes. Die Farben sind flimmernd, grell, erregbar und erregend; die Ausdehnung wirkt nicht in unserem Sinn als rufende Ferne oder Weite, sondern drohend und verschlingend. Auch die fruchtbare Erde ist dort nicht der tragende, gütige mütterliche Grund, sondern ein geschenktes Wunder, umgeben von den kargen Weidegründen der wandernden Steppenkrieger. Würden z. B. nordische Menschen in diesen Raum verschlagen, so würden sie versuchen, ihn durch Leistung zu wandeln, bis er sich nordischem Sehen fügte: sie würden Brunnen bohren, würden den Boden zwingen, bis auch er vielleicht schließlich doch etwas „leistete". Der Mensch aber, dessen Sehen diesem Raume verpaßt ist, der Mensch, der aus ihm heraus lebt und mit ihm im Einklang ist: der wüstenländische Mensch, sieht diesen Raum und seine Dinge anders. Ihm ist der Raum ein Tummelplatz für ein

seinem Wesen nach immer flüchtiges Dasein. Alles, was ist, wird nicht als geworden erlebt, sondern als hingeworfen und zugefallen: alles ist Beute (und die höchste Form der Beute ist göttliche Offenbarung). „Sie säen nicht, sie ernten nicht…": das gehört zur vollkommensten Daseinsweise des wüstenländischen Menschen.

Die Dinge, von denen hier gehandelt wird, sind freilich letzten Endes nicht mit Worten zu zeigen. Wohl, sie sind beschreibbar, aber es bleibt ein Rest, der in keine Beschreibung eingeht und der ein Letztes ist, das man sehen kann, aber nicht sagen; so wie man von Farben — rot, grün, blau — nicht anders ein Wissen gewinnen kann als durch Sehen: die bloßen Worte bleiben sonst leer. So ziehen wir denn wiederum das Bild als Hilfe heran. Was aber soll das Bild zeigen? Die Landschaft selbst? Das „Landschaftsbild", mit der Kamera aufgenommen, ist — an sich selber — doch nur ein Rohstoff für die Seele, die es sieht. Menschliches Sehen bedeutet Auffassen, und Auffassen ist Gestalten. Wir hatten auf unseren Tafeln 5—8 Nordmeer- und Mittelmeerlandschaft neben einander gestellt und mit einander verglichen; aber „Landschaft" geben solche Bilder letzten Endes doch nur dem, der auffassend gestaltet: dem, der zu *sehen* vermag, was darin an nordischer oder mittelmeerischer Linie jeweils für den auffassenden Blick bereitliegt. Der seelische Blick erst ist es, der das an sich selbst bedeutungsleere Gelände beseelt und zur Landschaft macht.

Vielleicht aber ist es möglich, gerade diesen Blick im Bilde aufzufangen. Daß Mensch und Mensch verschieden in die Welt schaut, sagen fast alle Bilder dieses Buches aus. Überall sehen wir den Menschen nicht als etwas, das ohne Beziehung wäre zu dem, was „draußen" ist, ohne Beziehung zur Welt. Vielmehr gerade die Wechselbezogenheit zwischen dem erlebenden Menschen und der in seinem Erleben sich ihm aufbauenden Welt war es, was wir ständig beachteten. Es bedarf nur weniger Fingerzeige, wenn wir in menschlichen Gesichtern und in ihrer Weise, in die Welt zu blicken, jetzt ihre Bezogenheit auf den Raum beachten, die sich in ihnen ausdrückt.

Tafel 41 zeigt eine junge Frau ostpreußischer Herkunft, deren Geschlecht dort vor dem Deutschritterorden herrschte und somit gewiß als altansässig gelten kann. Die Linienführung der Gestalt ist in wesentlichen Zügen nordisch, doch ist ein ostbaltischer Einschlag nicht verkennbar. Der Blick in die Welt ist „östlich" und zwar in jener Weise,

wie er dem Ostraum verfallenen Nordmenschen eigen sein kann: sie galoppieren gleichsam ständig unter sich selber fort ins Grenzenlose, weil ihre innere Landschaft eine Landschaft der Ferne ist: uferlose Ferne, nicht die gegliederte Ferne des Nordraums.

Die zwei nächsten Tafeln zeigen Kinderaugen: Tafel 42 ein nordisches Kind deutscher Eltern, Tafel 43 ein arabisches Stadtkind von wüstenländischem Blut. Schon Kinderaugen sind rassenverschieden: nicht nur an Form und Farbe, sondern in der Weise ihres Blickens. Vor nordischen Augen baut sich eine Welt, die sich von Ziel zu Ziel in die Ferne gliedert; vor wüstenländischen Augen zieht die Welt vorüber als ein flimmernder Tagtraum, in dem das Wunder selbstverständlich ist.

Das Bilderpaar 44/45 zeigt ein Antlitz mit wesentlichen Zügen mittelländischen Stiles. Aber ist es mittelländisches, darbietungsmenschliches Leben, das uns aus ihnen anspricht? — Ein Vergleich mit jener Dame aus Athen (Tafel 32) gibt Aufschluß. Bei der Athenerin stimmt alles zusammen: sie ist mittelländischer Mensch in mittelländischer Welt. Darbietung ist der höchste Wert in der inneren Wertordnung dieser Menschen: ihr Leben ist desto vollkommener, je mehr es in fein gezirkelter Bewegung abläuft, in einem gestochenen Spiele zwischen Partnern, deren jeder für den andern zugleich der Zuschauer ist. Das Leben dieser Athenerin spielt sich ab in jenem Raume, dem das Sehen dieser Menschenart verpaßt ist: dem Mittelmeerraume („Mittagsland"). Sie zeigt uns das Antlitz eines mittelländischen Darbietungsmenschen, der in seiner Landschaft lebt: äußere und innere Landschaft sind hier eines.

Nicht so auf unserem neuen Bilderpaare. Zwar auch hier ist ein Antlitz, das — körperbaulich — im wesentlichen von der Linienführung der mittelländischen Rasse bestimmt ist. Aber der Ausdruck ist anders, zumal auf dem zweiten Bilde (Tafel 45). Er zeugt von einem Erleben, dessen Bewegungsweise mit den Menschen des Ostraums zu tun hat. Dieses Mädchen lebt im Ostraum und stammt auch dorther, wennschon ferne Vorfahren einmal vom Mittelmeerraume hierher geraten sein müssen. Ein Einzelfall ist sie nicht: mittelländisches Blut findet sich da und dort im Ostraum eingestreut. Aber wiederum kann sie auch blutlich nicht rein mittelländisch sein, sonst könnte sie die Prägung des Ostraums nicht so tief empfangen. Im Seelischen ist hier das Blut des Ostraummenschen deutlicher da

als in der leiblichen Erscheinung, wo es hinter den mittelländischen Zügen zurücktritt. Diese sind geschaffen, ein Erleben ganz anderen Stiles auszudrücken als jenes ostraumhafte Erleben, das hier tatsächlich ausgedrückt wird.

Was aber ist es mit dem nordisch aussehenden Jungen, den Tafel 46 zeigt? Nordisch scheint ja der Körperbau zu sein, wenigstens in den wesentlichsten Zügen, und die hellen Farben. Aber der Blick ist nicht einer, der seine Welt sich gegenüberstellt und sie anpackt, um sie zu durchdringen und „etwas aus ihr zu machen", wennschon er deutlich auf einen Punkt gerichtet ist. Es ist ein Blick, der nichts erfaßt: ein schweifender Blick, nicht ein greifender. Er scheint dem Ausdruck in den Augen jenes arabischen Kindes wüstenländischer Rasse, das wir auf Tafel 43 zeigen, näher zu sein als nordischem Augenausdruck.

Zur Klärung der Sachlage ist etwas nachzuholen. Wir haben im Eingang dieses Kapitels das Wesen des nordischen Menschen nur von einer Seite beleuchtet. So, wie er dort gezeichnet wurde, konnte es scheinen, als sei eine gewisse Nutz- und Zweckbesessenheit ein wesentlich nordischer Zug, während sie doch offenbar überhaupt kein rassischer Zug, sondern eine Charaktereigenschaft einzelner Menschen ist, die sich überall findet, vielleicht bei allen Völkern jeder beliebigen Rasse. Darum sei hier dies eindringlich hervorgehoben: nicht durch Nutzbesessenheit kennzeichnet sich nordisches Wesen; es gibt sehr nordische Menschen, denen diese Eigenschaft fehlt. Aber wenn sie sich findet bei einzelnen nordischen Menschen oder ganzen Gruppen, dann wird sie in nordischer Bewegungsweise betätigt, d. h. in ausgreifender Planung, in leistender Eroberung und Beherrschung. Aber dieselbe nordische Bewegungsweise ist auch in völlig anderen Eigenschaften auswirkbar: in selbstloser Güte, im Drang zu träumendem Schauen, das zwar Ziele hat — ferne Ziele, die Willen und Sehnsucht wecken — aber keinerlei nützliche Zwecke. Und ferner: es gibt zwar viele nordische Menschen, deren Ziele ausschließlich in ihrer Außenwelt liegen, während ihr eigenes Innenleben niemals in ihr Blickfeld rückt. Aber es gibt auch nordische Menschen, die ganz nach innen leben, wennschon durchaus in der nordischen Weise des Ausgriffs: es gibt auch den leistenden Ausgriff nach innen zu. Wird der Blick solcher Menschen dann hinausgerichtet, so strahlt er diese nordische Innenwelt nach außen. Der Unterschied zwischen Außen-

weltbetontheit und Binnenweltbetontheit des Erlebens (Extraversion und Introversion im Sinne C. G. Jungs) ist nicht ein Rassenunterschied, sondern ein Unterschied des Charakters innerhalb der verschiedensten Rassen.

Es könnte doch also sein, daß der blonde Junge auf Tafel 46 ein rein nordischer Junge, aber eben ein Träumer wäre, dessen Blick nun seine Träume in die Welt strahlt? Aber das reicht zur Deutung dieses Blickes nicht aus. Träumen ist möglich in verschiedenstem Stile, und nordisches Träumen bleibt leistend und gestaltend. Der Blick dieses Jungen ist einer, der zum östlichen Raume gehört: ein Blick jener Art, wie der Ostraummensch in seine Landschaft schaut. Der Junge trägt in sich eine innere Landschaft, die nicht nordisch ist, sondern uferlos und verschwimmend. Und dies, obschon er in Schweden lebt, von einer schwedischen Mutter geboren. In seinem Blick meldet sich ein deutlicher Einschlag östlichen, nämlich ostbaltischen Blutes. Er ist auch sonst in seinen Zügen auffindbar. — Ein wesentlich ostisches Antlitz mit östlichem Ausdruck zeigt die nächste Tafel (47).

Das letzte Bild (Tafel 48) zeigt eine Frau, die deutlich Züge des Ostraummenschen hat, Züge ostbaltischer Rasse, vermischt mit nordischen Zügen. Die Augen sind ihrer Erscheinung nach Ostraumaugen und sehr dazu geschaffen, Erlebnis im Ostraumstile auszudrücken. Aber die Frau gehört einem Volke an, das nicht im Ostraum lebt und in seiner geistigen Haltung vom Osten her nicht wesentlich bestimmt ist, während „der Westen“ von Paris bis U.S.A. dort noch immer Vorbildkraft ausübt. Es ist ein innerer und äußerer Widerstreit zwischen West und Ost, der sich in diesem Antlitz ausdrückt und es so seltsam macht.

Kein Zweifel, daß die seelische Wechselbezogenheit zwischen dem Menschen und seiner Landschaft schon mit der Entstehung der Rassen etwas zu tun hat. Doch diese Fragen überschreiten den Bereich des mit rein seelenkundlichen Mitteln Erforschbaren und bleiben deshalb aus diesem Buche fort.

15. Zu den Bildern.

Wir haben das Wort „Nordisch“ hier zur Bezeichnung einer vererbbaren seelischen Gestalt gebraucht und des in ihr waltenden Gesetzes seelischer Bewegung. In jeder seelischen Gestalt ist vorgezeichnet, in welcher Weise sie sich bewegen kann: das eben gehört zum Wesen seelischer Gestalt. Diese wesensgesetzlich vorgezeichnete Bewegungsweise einer gestalteten Seele nannten wir ihre Erlebensweise oder die seelische Gebärde. Die Bewegung der Seele kann sichtbar oder hörbar werden durch Ausdruck. Dazu bedarf die Seele sinnlicher Ausdruckfelder, in denen sie erscheinen kann. Das Urfeld erscheinenden Ausdrucks ist der Leib.

Gestaltete Seele braucht, um sich in der ihr eigenen Weise der Bewegung auszudrücken, einen Leib, dessen Gestalt ihrer eigenen Gestalt entspricht. Eine Seele von ausgreifender, raumüberwindender, schwingender Bewegung braucht einen Leib mit ragenden, schwingenden Linien: einen Leib, der mächtig ist und schlank zugleich. Und weiter: eine Seele, die ihrer Welt sich gegenüber weiß, die ihre Welt erlebt als das ihr Entgegengeworfene, das sie ergreifen soll, um etwas daran zu leisten; eine Seele, die von ihrer Welt geschieden lebt durch einen letzten Endes unüberschreitbaren Abstand: eine solche Seele braucht als ihre sichtbare Erscheinung einen Leib, dessen Umriß in schwingenden oder kantigen, schnittigen Linien vorstößt in den Raum und zugleich von diesem Raume klar sich absetzt.

Wörter der Sprache, auch wenn sie noch so wohlgewählt sind, vermögen hiervon kein eindeutiges, greifbares Bild zu geben. Darum geben wir diesem Buche Bilder bei als Augenhilfe. Diese Bilder sollen etwas deutlich machen oder vielmehr: noch deutlicher machen als das Wort es vermochte. Nicht aber sollen diese Bilder etwas beweisen. Unsere Forschung geht nicht von Bildern aus, sondern vom gesehenen und mitgelebten Leben. Unter den Bildern ist keines, dessen Urheber nicht der Verfasser selbst ist. Das bedeutet, daß von jedem der hier abgebildeten Menschen der Verfasser mehr kennt als nur dieses Bild. Es bedeutet auch, daß von jedem der hier abgebildeten Menschen der Verfasser mehr Bilder hat als nur das eine, das hier vorgezeigt wird. Jedes Bild ist Glied einer Reihe, und jede Reihe ist dazu bestimmt, den abgebildeten Menschen von möglichst vielen seelischen „Seiten“ zu erfassen. In anderen Büchern führen wir Reihen vor (z. B. in

„Rasse und Seele"), um einzelne Menschen in der Mannigfaltigkeit ihrer Ausdrucksentwicklung zu zeigen. In diesem Buche bringen wir von jedem hier als Beispiel dienenden Menschen fast durchweg nur ein einziges ausgewähltes Bild. Diese aus Reihen ausgewählten Bilder ordnen wir mit Bildern anderer Menschen zu einzelnen Bilderfolgen, von denen jede einen bestimmten Gedanken darstellt, doch ohne den Anspruch, diesen Gedanken „systematisch" zu erschöpfen. Den ersten Bilderfolgen gemeinsam ist das Bestreben, die Spannweite der nordischen Seele in ihren oft sehr verschiedenen Erscheinungen zu zeigen, in deren Verschiedenheit doch immer ein und dasselbe artende Gestaltgesetz sich ausspricht.

Die erste Folge (Tafel 1—4). Tafel 1 gehört in dem Sinne zu Tafel 4, wie Tafel 2 zu Tafel 3 gehört. Beide Männerköpfe zeigen deutlich das, was wir als nordischen Stil in der Linienführung leiblicher Gestalt beschrieben: beide Köpfe sind stilgemäße, artrechte Ausdrucksfelder für nordisch erlebende Seelen. Aber jeder zeigt das Nordische in anderer Stammesprägung. Der eine ist Friese, Mensch des Tieflands und der See, mit einem Blick, der an ebene Weite gewöhnt ist. Der andere stammt aus dem Hochgebirge der Südostmark. Viel Unterscheidendes liegt im Schicksal beider Männer, und dieses Scheidende prägt sich in ihren Zügen aus. Aber alles Verschiedene, das von außen herandringt, wird doch von beiden mit gleichem Griffe gefaßt und im gleichen Sinne verstanden und erlebt als etwas, das im Abstand gehalten und auf mögliche Leistung befragt wird.

Tafel 2 und 3 stellen ein junges Mädchen einer reifen Frau gegenüber. Das Mädchen ist noch Schülerin, sie hat das Leben noch „vor sich". Dies eben gehört zur nordischen Weise des Jungseins: das Leben zu spüren als etwas, auf das man hinzu und in das man immer weiter hineingeht als in ein Feld, das sich zu dehnen scheint bei jedem Schritte. Zu nordischem Jungsein gehört die Möglichkeit, die Weite des „vor" der Seele liegenden Lebens als etwas Beglückendes, Beschwingendes zu spüren; dies nicht erleben zu können, heißt — im nordischen Bereiche — nicht gesund sein. Ob freilich der einzelne nordische Jungmensch dieses Beschwingtsein ungehemmt hinauslebt oder aber (wie auf unserem Bilde) es vor der Mitwelt in scheuem Trotze verbirgt, das ist Sache des einzelnen Charakters, nicht der Rasse: beiderlei Haltung ist in nordischem Stile möglich.

Nordisches Reifsein heißt: das Leben im Griffe haben. Für Menschen anderer Art gilt anderes: für manche kann es als artrecht, ja als „edel“ gelten, sich an das Leben preiszugeben, sich treiben zu lassen, die Grenze zwischen Ich und Welt, zwischen Ich und Du zu verwischen. Für den nordischen Menschen sind dies Formen seelischer Erkrankung. Doch soll das nordische Im-Griffe-haben der Welt, das Grenzen-Ziehen, nicht heißen, daß der nordische Mensch ohne Rücksicht, ohne schenkende Güte oder gar, daß er gefühlskalt sei. Wohl gibt es nordische Menschen, die das alles sind; das aber ist Sache des einzelnen Charakters, nicht der Rasse. Das Antlitz unserer Tafel 3 zeigt nordisches Leben, das in reicher Fülle immer schenkend ausströmt, ohne sich zu verlieren: ein Leben, das in schwerster seelischer Bedrängtheit von einem ausgreifenden Glauben an den guten Sinn der Welt beherrscht wird und in diesem Glauben die drängende Welt bewältigt.

Die zweite Folge (Tafel 5—8) will in nordische und mittelmeerische Räume führen und sie als stilgemäße Hintergründe zeigen für nordisches und mittelländisches Erleben. Was darüber zu sagen ist, sagt unser Kapitel 6.

Die dritte Folge (Tafel 9—16) nimmt den Gedanken der ersten Folge wieder auf. Wer das, was wir dort vom Vor-sich-Haben des Lebens sagten, als blauen Dunst und Schwärmerei verstand, der wird durch Tafel 10 berichtigt. Dies Antlitz ist im besten nordischen Sinne jung, dabei aber nüchtern und sachlich. Das widerspricht nicht dem, was wir oben vom nordischen Jungsein sagten. Das Leben kann in seiner Tiefe auf schwingenden Saiten ruhen und dennoch dort, wo es sich „der Welt“ zuwendet, abständig kühl, abschätzend nüchtern sein. Es ist Sache des einzelnen Charakters, der wiederum mitbestimmt sein kann vom Geiste einer geschichtlichen Wende, eines bewußt sich so und so erlebenden Geschlechtes, ob mehr das Schwingen der Tiefe betont wird oder die nüchterne Bewältigung des Alltags. Die Jugendbewegung der Jahre vor dem Weltkrieg hat das eine überbetont, die „neue Sachlichkeit“ das andere. Das heute junge Geschlecht lebt beides gleichbetont. Das Antlitz unsrer Tafel 10 sagt deutlich genug, daß nordisches Jungsein nicht bedeutet, sich etwas vormachen zu lassen.

Wir eröffnen die neue Folge mit einer sitzenden Frauengestalt von unbedingt vollkommener nordischer Linienführung (Tafel 9). Klare Abhebung der Gestalt von dem Raume, in den sie gestellt ist,

bedeutet nicht an sich schon Kälte, Härte oder Schroffheit. Die Linienführung der beiden Gestalten auf Tafel 9 und 11 ist in einer Weise nordisch, die der Linienführung althellenischer Gestalten verwandt ist. In ihrer geschichtlichen Prägung aber sind sie beide germanisch. Das Augensenken des Jungmannskopfes auf Tafel 11 bedeutet nicht Müdigkeit oder Scham, sondern dies: daß ein Mensch hier innerlich Abstand nimmt, um eine herbe Erinnerung, die da an ihn herankommt, mit sich selbst abzumachen.

Die Köpfe auf Tafel 12 und 13 sind beide nicht rein nordisch. Der schwedische Nordseefischer hat zwar nordischen Umriß, aber schon sein dunkles Haar verrät, daß da Nordfremdes, und zwar in diesem Falle Mittelländisches, mit eingemischt ist. Das Nordische in der Haltung wird hier betont und dargeboten: dies eben beweist, daß es nicht völlig selbstverständlich ist (wie etwa bei dem rein nordischen Friesen auf den Tafeln 1, 22 und 34). Und wiederum: das in diesem Menschen eingemischte mittelländische Blut kann hier nur so, wie wir es zeigten, zur Geltung kommen: durch Darbietung nicht seiner selbst, sondern des Nordischen. Denn dieser Mensch lebt in einer nordisch geprägten Welt, in einer Welt mit nordischem Vorbild. Da wird fremdes Blut, wenn es im einzelnen Menschen nicht überwiegt, vom Vorbild der Gemeinschaft überprägt; wir könnten sagen: es wird eingenordet. (Das freilich betrifft nur das Erscheinungsbild. Im Erbe bleibt das Fremde unverändert und kann bei Abkömmlingen, die in südlicher Welt unter die Wirkung mittelländischen Vorbilds geraten, sich im Sinne des eigenen Gesetzes entfalten, also frei von nordischer Überprägung.)

Anders liegen die Dinge bei dem griechischen Bauern, den Tafel 13 zeigt. Zwar sein Haar ist blond, seine Augen sind hell und in seinen Zügen ist deutlich auch nordischer Schnitt zu finden. Und dennoch: wer nicht von Maß und Gewicht ausgeht, sondern unverbildet ein Antlitz als ein lebendiges Ganzes zu erfassen vermag, zu dem doch wesentlich auch Prägung und Ausdruck gehört, der sieht hier etwas anderes als ein nordisches Antlitz. Dies ist nicht ein Mensch, der sein Leben in den Griff nimmt, nicht einer, der „sein Schicksal zwingt“ und sich selbst auffaßt als etwas, woran er eine Leistung zu vollbringen habe. Damit ist nichts über den Wert dieses Menschen gesagt: nichts über seinen Wert *an sich*, sondern nur dies: daß sein Leben sich nicht nach nordischer Wertordnung abspielt. „Auf seinem

Leben liegt ein hartes Schicksal", würden wir sagen, denn durch Verbildung eines Hüftgelenks hinkt er von Jugend auf und leidet darunter sehr, zumal als Bauer. Aber dies Leiden nimmt er anders als ein nordischer Mensch. Ihm ist es nicht ein Schicksal, das er überwinden soll, indem er es gestaltet und an ihm reift. Für ihn ist dieses Leiden einfach da: von seinem Gott ihm hingeworfen, vielleicht als eine Prüfung. Er nimmt es hin mit der Demut des gläubigen Gottesknechtes und „trägt sein Kreuz" mit Anmut, ja mit fast freudiger Ergebung. Nicht innere Leistung ist seine Antwort auf das Leiden, sondern Gebet. Der Norde naht sich seinem Gott durch innere Leistung: da wird die Leistung selbst zum Gebete. Hier aber bedeutet Gebet etwas völlig anderes: es ist der höchste Ausdruck unbedingter Ergebung. Daher die Gelöstheit im Antlitz dieses Menschen, neben der sein Gegenstück auf Tafel 12 fast wie im Krampf erscheint. Dort alles unter Leistungswerte gestellt, der Ausdruck gerichtet und „versammelt" (um es in der Reitersprache zu sagen); hier alles in gelöster Bereitschaft, aufzufangen was kommt. Nicht Leistung ist der höchste Wert in der Welt dieses Menschen, sondern Offenbarung. Das ist die Wertordnung der wüstenländischen Rasse[1]). Sie ist es, die allem was wir unter dem Worte Morgenland befassen, seinen Duft und Reiz verleiht. Dieses Antlitz hier zeigt zwar, seiner Bauform und seiner Farbe nach, auch nordische Züge. Aber die Welt, in der es sich entfaltet hat, gehorcht nicht nordischem Gesetze: auch das Nordische ist hier in Morgenland getaucht. Unter nordisches Vorbild gestellt, wäre dieser Mensch wohl anders ausgewachsen: da hätten sich die nordischen Züge seiner Erscheinung, die ja auch da sind, mit artrechtem Sinn erfüllt. Er wäre nicht ein „besserer" Mensch geworden, wohl aber ein anderer. Mir war er auf mehrtägigem Ritt durchs Land, wobei er quer auf seinem Esel saß, ein guter Kamerad.

Ähnlich aufschlußreich ist auch ein Vergleich des nächsten Bilderpaares (Tafel 14 und 15). Links eine friesische Bäurin, auf einer Nordseeinsel aufgewachsen; rechts ein arabischer Bauer aus einem Bergdorf zwischen Hebron und dem Toten Meer. Dem Gesichtsbau nach sind die beiden einander so ähnlich, als ob sie Geschwister wären. Die Frau ist schon Greisin, der Mann dem Alter nah: auch in diesem

---

[1]) Vgl. m. Buch „Rasse und Seele", 4. Abschnitt: Der Offenbarungsmensch. Die wüstenländische (orientalide) Rasse; ferner: „Semiten der Wüste unter sich" (Berlin 1938).

Punkte sind sie durchaus vergleichbar. Und beide lächeln. Hier aber scheiden sich beider Erscheinungen: aus jedem dieser beiden lächelnden Gesichter spricht — gerade durch die verschiedene Weise des Lächelns — eine andere Welt. Worin liegt das Verschiedene?

Der Gesichtsbau der friesischen Greisin ist rein nordisch. Der unseres arabischen Bauern ist es in entscheidenden Zügen auch. Auf dieser gleichen Linienführung der erscheinenden Gestalt beruht die seltsame Ähnlichkeit. Aber jedes von beiden macht von diesen fast gleich geschnittenen Zügen anderen Gebrauch. Das Lächeln der Friesin erzählt von einem Leistungsleben, und auch dies Lächeln selbst ist etwas Erleistetes: etwas, das so, wie es hier erscheint, erst auf dem Grunde eines geleisteten Lebens möglich wurde. Daneben erscheint das Lächeln des andern gelöst: es kommt und geht, wie die Augenblicke fallen. Der leibliche Umriß dieses Mannes ist wesentlich nordisch, aber in seiner Seele gilt ein anderes Gesetz: das des wüstenländischen Offenbarungsmenschen. Die vorhandenen nordischen Züge der Erscheinung werden im Sinne wüstenländischen Menschentums gebraucht. Hier ist die Lösung des seltsamen Rätsels, das in diesem Antlitz spricht: es sind nordische Züge, in gelebtes Morgenland getaucht.

Wir fügen dieser Reihe noch ein nordisches Antlitz hinzu, das von dem inneren Verhängnis eines deutschen Denkers zeugt (Tafel 16). So, wie das Licht hier einfällt, erscheinen die Züge wie aus Stein gemeißelt: hart sich vom Raume hebend und zugleich ausgreifend hinausgerichtet in den Raum. Eine Welt liegt im Griffe dieses starken Geistes und fügt sich seiner denkerischen Gestaltung: wo sie sich wehrt, wird sie gezwungen, wird bewältigt oder vergewaltigt. Die reifste Frucht dieses schöpferischen Denkens aber ist das Wissen um die Fragwürdigkeit der denkerischen Haltung selbst. Der „Geist“ wird abgelehnt aus geistiger Erkenntnis. Nordisches Denken, das gegen sein eigenes Gesetz sich auflehnt.

Die nächste Folge, Tafel 17—20, könnte als Ganzes den Titel tragen: Leib im Raume. Wir betrachten hier nicht allein das Antlitz, das der ausdruckshaltigste Teil des gesamten leiblichen Ausdrucksfeldes ist, sondern beachten das Zusammenspiel aller sichtbaren Ausdrucksfelder des Leibes. Auf den drei ersten Tafeln wird der Raum in bewußter Bewegung durchgriffen, und zwar zeigt Tafel 18 Bewegung in nordischem, Tafel 19 in fälischem Stile (vgl. S. 55). Tafel 17 zeigt eine leibliche Erscheinung, in der Nordisches und Fäli-

sches zu einer Einheit verschmolzen ist. Ausgreifende, schwingende Bewegung geht aus der so gewachsenen Gestalt als etwas Selbstverständliches hervor; insofern bleibt diese Gestalt geeignet für nordischen Ausdruck. Aber diese Bewegtheit der Gestalt kann nicht leicht und federnd sein, weil dieser Leib nicht rein auf Überwindung der Schwere gebaut ist; vielmehr bleibt deutlich eine fälische Betonung der Schwere. Wir haben uns gewöhnt, diese Verbindung von Ausgriff und Schwere, von raumüberwindendem Schwung und verharrender Wucht als „germanisch“ zu bezeichnen: eine Verbindung, die in einzelnen Gestalten (wie in dieser) gelingt und in anderen einzelnen Gestalten ein Inbegriff von Widersprüchen bleibt: germanischen Widersprüchen. (Vgl. dazu Tafel 24, die das Antlitz dieser Gestalt für sich allein zeigt.)

Das Wesen des Germanentums ist aber, auch unter rassenkundlichem Gesichtspunkt, nicht in dem Sinne gleichzusetzen mit der Verbindung Nordisch-Fälisch, als ob es sich erschöpfe mit einer Beschreibung nordisch-fälischer oder fälisch-nordischer Verbindungsmöglichkeiten. Die Mädchengestalt auf Tafel 20 zeigt wesentlich nordische Züge und nordische Haltung und gar nichts Fälisches; dennoch ist sie durch und durch „germanisch“. Dies Wort bezeichnet, wie wir schon zeigten, von Hause aus einen Kulturbegriff, und nur von diesem her ist auch sein rassenkundlicher Sinn zu verstehen. Nordisch und Fälisch haben manches Gemeinsame: beide Arten sind hochgewachsen, also „ragend“ — und beide sind doch eben hierin wieder tief verschieden: der nordische Stil der Leibeshöhe geht auf Überwindung der Schwere, während der fälische Stil der Leibeshöhe gerade die Schwere betont. Nur in einem Punkte scheint sich das Wesen beider Gestalten rein zu decken: in den hellen Farben der Haut und ihrer Ausdrucksfähigkeit durch jähe Verdunkelung (Erröten[1])). In allen anderen Punkten tritt stets im Gemeinsamen auch ein wesentlich Unterscheidendes hervor. Aber in der geschichtlichen Schöpfung, die germanische Kultur heißt, hat sich beiderlei Art eine gemeinsame Form geschaffen, ohne freilich die Gefahr des Widerstreits beider Gestaltgesetze und seelisch-leiblichen Bewegungsweisen für jeden einzelnen Fall zu bannen[2]). Das aber bedeutet nicht, daß in die germanische Form nicht auch noch anderes eingehen könne als nur Nordisches und Fälisches. Zwar ohne nordische Art

[1]) Vgl. S. 33, 59, 61, 87 und „Rasse und Seele“ S. 107 f.
[2] Vgl. S. 63.

ist germanische Form nicht denkbar, aber außer dem Fälischen hat sie sich auch noch anderes eingeschmolzen. Wir kommen bei Besprechung der nächsten Folgen darauf zurück. Dort soll auch wieder an dies österreichische Mädchen (Tafel 20) erinnert werden.

Zur Betrachtung der durch die germanische Form und der in ihr gegebenen geschichtlichen Prägung wollen die Bilder der Tafeln 21 bis 28 Stoff geben. Sie stellen (mit Ausnahme der Tafel 22) durchweg fälisch-nordische oder wesentlich fälische Menschen deutscher Prägung dar. Die hier gegebenen Beispiele sind westfälisch-niedersächsisch-friesischen Gebieten entnommen; Beispiele gleicher rassischer Beschaffenheit, wenn schon mit anderer Stammesprägung, lassen sich leicht auch aus anderen Teilen des deutschen Volksgebietes, z. B. aus dem Bereich des schwäbisch-alemannischen Stammes, bringen.

Sämtliche Bilder dieser Folge (mit Ausnahme immer der Tafel 22) lassen eine Betonung oder doch Mitbetonung waagrechter Linien erkennen, die in der Vorderansicht deutlicher erkennbar ist als in den Seitenrissen. Breite des Gesichts, zumal der Stirne, verbunden mit einer Haltung des Mundes, die erkennen läßt, daß er (wie besonders deutlich die Tafeln 26 und 27 zeigen) gebraucht wird, um eine Sperrung der Seele auszudrücken gegen alles, was von außen neu herankommt: dies ist es, was allen diesen Gesichtern gemeinsam ist. Linien anderer Art, soweit sie da sind, können in diesen Gesichtern nicht leicht zur Geltung kommen; wenigstens scheint es so auf den hier vorgezeigten Bildern, in denen das Fälische vor das Nordische tritt. Das bedeutet freilich nicht, daß dieses Überwiegen des Fälischen in diesen Menschen oder Menschen gleicher Artverbindung ein für allemal festgelegt sei. Innerhalb eines und desselben Erlebnisverlaufes, ja innerhalb eines und desselben Gespräches kann das Überwiegen in der Artverbindung wechseln, nämlich so, daß bald das Fälische in den Vordergrund tritt und bald das Nordische[1]). Ähnliches gilt auch für Verbindungen anderer Rassengestalten. Bei der rassenkundlichen, zumal der rassenseelenkundigen Beurteilung eines Menschen genügt es nicht, einen einzigen Erlebnisablauf oder gar nur ein einziges Bild dieses Menschen zu kennen. Bloße Eindrücke lassen sich so gewinnen und Schlüsse aus Eindrücken; aber diese werden oft einseitig sein und zu falschen Ergebnissen führen. Unter den hier in dieser Bilderfolge vor-

[1]) Vgl. L. F. Clauß, Rasse und Charakter I (2. Aufl. Frankfurt a. M. 1938) S. 48ff., sowie Rassenseele und Einzelmensch (München 1938), Abschn. 7.

geführten Menschen ist kaum einer, der neben dem Fälischen nicht auch anderes, meist Nordisches, zeigte, und nur eine Untersuchung, die das gesamte Eigenwesen eines Menschen im Auge hat, vermag es, die artverschiedenen Linien in ihrem Verlaufe reinlich zu verfolgen.

Solche Untersuchungen dürfen hier, schon mit Rücksicht auf die abgebildeten Personen, nicht vorgeführt werden. Es genügt hier, auf dies und jenes hinzuweisen, das in diesen Gesichtern leicht erkennbar ist. Das Zusammenspiel z. B. des Blicks auf Tafel 21, der ausgreift, aber am eigenen Ausgriff leidet, mit der — hier schmerzlichen — Gehaltenheit des Mundes zeugt von Möglichkeiten des Erlebens, die von einer krampfhaft sich sperrenden, sich stauenden Verharrung hinreichen bis zu einem plötzlichen und rücksichtslosen Über-die-Ufer-Treten. Auch die Möglichkeit des „Zweiten Gesichts", des „Spökenkiekens" scheint hier an sich gegeben, hier freilich gebrochen durch eine am „Vernünftigen" geschulte Erziehung.

Die Tafeln 22 und 23 stellen, wie Tafel 18 und 19, nebeneinander zweierlei Gestalt mit zweierlei Gesetz der Bewegung, das diesmal allein schon aus dem Antlitz erkennbar wird. Die Formen des nordischen Kopfes erscheinen wie von innen nach außen getrieben; die Linien umreißen die Gestalt mit harter Klarheit, aber so, daß sie doch alle über die Gestalt hinauszustreben scheinen, von einer inneren Mächtigkeit geschleudert. Der selbe Sinn, der aus diesen Linien spricht, spricht auch aus dem Blick dieses Auges: er greift hinaus. Wir können auch sagen: er strahlt hinaus. Denn dieses Wort „hinaus" soll nicht so verstanden werden, als bedeute es — im Sinne der tiefenpsychologischen Schule C. G. Jungs — soviel wie „extravertiert" (oder außenweltbetont, wie wir dieses Unwort verdeutschen, das keiner menschlichen Sprache angehört). Der ausgreifend erlebende nordische Mensch muß keineswegs in jenem Sinne außenweltbetont sein, er kann auch seine aus innerseelischen Bezirken aufsteigenden Träume und geheimsten, nur von ihm selber gebildeten und nur für ihn selber geltenden Bedeutungen ausstrahlen in die so von ihm geprägte Welt: auch dies kann in der seelischen Bewegungsweise nordischen Ausgriffs geschehen. Ausgreifend erleben und „introvertiert", also binnenweltbetont sein, schließt einander nicht aus. Es ist noch unerforscht, ob diese oder jene Rasse, ihrem seelischen Bewegungsgesetze nach, mehr zur Haltung der „Introversion" oder der „Extraversion" hinneigt; an sich haben beide Haltungen nichts mit Rasse zu tun.

Die Formen des fälischen Kopfes sprechen eine andere Sprache als die des nordischen: nicht Ausgriff ist ihr Gesetz, nicht Raumüberwindung, sondern Verharrung und Schwere. Der Kopf auf Tafel 23 ist nicht so eindeutig fälisch, wie der daneben stehende Kopf eindeutig nordisch ist. Dennoch: das soeben Gesagte geht aus der Gegenüberstellung beider Köpfe deutlich genug hervor. Das ergibt sich sofort, wenn wir uns die beiden Köpfe in der Bewegung denken. Der nordische Kopf kann mit einer leichten, federnden Bewegung in den Nacken geschleudert werden: sobald diese Bewegung geschieht, wird sie als sinnvoll und selbstverständlich erscheinen, weil sie ganz aus dem Gestaltsinn nordischer Leibeserscheinung fließt und in dieser gesetzlich vorgezeichnet ist. Wenn der fälische Kopf auf Tafel 23 diese selbe Bewegung auszuführen strebte, so würde dies, vom Triebwerk der Muskeln her gesehen, zwar gelingen; aber diese, mechanistisch gesehen, gelungene Bewegung würde sich, vom Gestaltgesetz der lebenden Erscheinung aus gesehen, als sinnlos erweisen, ja als sinnwidrig, sinnzerstörend und darum lächerlich: als spielte ein Elefant sich als Giraffe auf. Die fälische Gestalt hat ihr eigenes Gesetz, das anders ist als das nordische; darin ist auch eine andere Bewegungsweise vorgezeichnet[1]). Und in beiderlei Bewegungsweise kennzeichnet sich jeweils ein anderes Gesetz des seelischen Seins.

Tafel 24 und 25 zeigen mädchenhaftes Jungsein fälisch-nordischer Menschen; der Kopf auf Tafel 24 gibt den Seitenriß der Erscheinung, die schon von Tafel 17 her bekannt ist.

Auf den Bildern der beiden Tafeln 26 und 27 wird eine Haltung erkennbar, die als Ausdruck des Stolzes gedeutet werden kann. Diese Deutung ist richtig, falls der Sinn des Wortes „Stolz" so verstanden wird, daß er das hier Gegebene erfaßt. Stolz setzt ein inneres Stehen auf etwas voraus; darum sagt die Sprache, daß jemand stolz „auf" etwas sei. Dieses Etwas muß in den Augen des Stolzen einen bedeutenden Wert ausmachen; wohlgemerkt: in seinen Augen. Über den wirklichen Wert dessen, worauf der Stolze sich stellt, ist damit nichts gesagt: der eine kann stolz sein auf etwas, das dem anderen wertlos erscheint. Auch ist nicht gesagt, ob der Wert dessen, worauf der Stolze sich stellt, ein Wert auch für die Gemeinschaft sei, in der er lebt, oder nur für ihn allein. Manch einer, der die Gemeinschaft ab-

[1]) Vgl. L. F. Clauß, Rassenseele und Einzelmensch (Lichtbildervortrag) S. 17 f.

lehnt, steigert eben darum seinen Stolz: er betont den Wert dessen, worauf er steht, desto eifriger, je mehr dieser Wert von den Weltgenossen in Frage gestellt wird. Ein Stolz dieser Art kann leicht zum Krampfe führen.

Von den beiden Menschen, die unsere Tafeln zeigen, steht jeder innerlich auf etwas anderem. Zwar auch der Dithmarscher Großbauer auf Tafel 26 lebt aus dem Bewußtsein: „Ich bin ein Dithmarscher. Ich bin ein freier Bauer. Dies Land hier haben meine Vorfahren eingedeicht und wir halten es seitdem.“ Er fühlt sich dem, was hinter ihm steht, verpflichtet. In dieser sprachlichen Fassung „ich bin ein ...“ liegt beschlossen, daß hier ein Stolz sich ausdrückt, der sich bewußt ist, auf Gemeinsamem zu stehen: ein Stolz auf Werte einer geschichtlich so und so gearteten Gemeinschaft. Ein solcher Stolz verbindet. Aber in diesem Antlitz ist noch anderes zu lesen, und zwar noch ein anderer Stolz: nicht auf Geschichtliches, nicht auf Gemeinsames, das verbindet, sondern auf Besonderes, Einmaliges, das von der Gemeinschaft trennt. Die sprachliche Fassung solchen Wertbewußtseins lautet nicht: „Ich bin ein ...“, sondern: „Ich bin der und der. Ich bin ich und gleiche keinem andern.“ Dieser Mann steht innerlich auf seinem besonderen Teile, das ihn von seinen Weltgenossen unterscheidet, und hierauf ist er stolz. — Die Friesin, deren Bild daneben steht, hat nichts von diesem Stolze: sie stellt sich auf das Bewußtsein, „eine Friesin“ zu sein; dieser Stolz ist das einzige Gerüst ihres Selbstbewußtseins, das ihrem Wesen Halt gibt. Dem Bauern auf Tafel 28 bedeutet sein Friesentum vielleicht nicht den entscheidenden Untergrund seines Wertbewußtseins. Ihm ist es wichtiger, „wohlgestellt“ zu sein: er steht auf dem, was er besitzt.

Was bisher über das Wesen des Stolzes gesagt wurde, gilt vom Stolz überhaupt, ohne Rücksicht auf Rasse. Es gilt vom Stolze der wesentlich fälisch bestimmten Menschen dieser Folge so gut wie von dem des österreichischen Mädchens auf Tafel 20, das keinerlei fälische Linien zeigt. (Auch ihr Stolz sagt: „Was wollt ihr? Ich bin eine freie Bauerntochter“.) Das rassisch Besondere der Menschen dieser Folge liegt nicht im Stolzsein als solchem; Stolz findet sich bei Menschen allerverschiedenster Rasse. Nicht, daß er stolz ist, kennzeichnet einen Menschen rassisch, sondern die Weise, wie er stolz ist — wenn er es ist. Fälischer Stolz ist immer ein Stolz, der sich sperrt: ein Stolz, der sich gleichsam feststemmt auf etwas, um darauf zu verharren und

so einen Halt zu finden gegen die innere Gefahr, die wir unter dem Bilde des sich stauenden Stromes sahen, der plötzlich über seine Ufer tritt. Von dieser inneren Bewegung des Sich-Sperrens, Sich-Stauens und was daraus weiter folgt, zeigt Tafel 20 nichts.

Und auch die Bilder der nächsten Folge sagen davon nichts (Tafel 29—32). Gemeinsam ist den hier abgebildeten Menschen das mittelländische Blut; gestaltgesetzlich gesprochen: die mittelländische Linie im Bau der Ausdrucksfelder und im Ausdruck selbst. Ist die fälische Gestalt durch die Betonung ihrer Schwere bestimmt und ist ihre Bewegung ausgezeichnet durch Wucht, so ist die mittelländische Gestalt ganz ohne Wucht und Schwere (auch ohne die Mächtigkeit der nordischen Gestalt und Bewegung): in ihr vollendet sich das Leichte bis zur spielerischen Anmut. Wo nordisches Blut sich mischt mit mittelländischem Blute, da können Gestalten entstehen von solcher Lieblichkeit, wie sie das Antlitz jenes Mädchens zeigt, das wir auf Tafel 29 abgebildet haben. Das aber ist nun freilich kein Beweis, daß aus der Verbindung nordischen Blutes mit mittelländischem in jedem einzelnen Falle eine Wohlgestalt entstehen müsse: die beiden Arten sind in manchen Zügen einander verwandt und widersprechen sich in anderen. Der nordische Leib, so sagten wir, ist auf Überwindung der Schwere gebaut; aus jeder einzelnen Linie spricht eine überwindende Mächtigkeit. Überwindung der Schwere ist, streng genommen, nicht dasselbe wie Leichtigkeit. Leichtigkeit — wir sollten besser „Leichte" sagen — ist etwas, das einfach da ist, so wie Schwere da ist: es ist nichts darin, das über sich selbst hinausweist. Überwindung der Schwere ist Leistung, ihr Ergebnis etwas Erleistetes. Die Leichte der mittelländischen Leibeserscheinung ist etwas fertig Gegebenes, etwas — wenn wir so wollen — Geschenktes und darum Beglückendes. Ihre erste uns bekannte künstlerische Stilisierung hat sie in den Palastgemälden von Altkreta erfahren. Die wesentlichen Züge der altkretischen (minoischen) Kultur mit ihrer Frauenherrschaft und ihrem Zug auf ständige Verfeinerung des Lebens (auf Kosten seiner männlichen Wehrhaftigkeit, woran dann schließlich diese Kultur verging) scheint ein vollendeter Ausdruck mittelländischen Menschentums zu sein.

Wo Züge der Mächtigkeit auftreten in einem sonst mittelländisch geschnittenen Antlitz, da durchbrechen sie das Gesetz der mittelländischen Gestalt und tun damit kund, daß da ein Leben gelebt wird, in

dem auch nordisches Gesetz sich auswirkt. Ein solches Antlitz zeigt unsere Tafel 31. Von Ausdruckslinien, die überwiegend in mittelländischem Stile gebaut sind, wird hier ein Gebrauch gemacht, der wenig mehr von mittelländischem Leben zeigt: aus dem Ausdruck dieser Züge spricht die Mächtigkeit eines nordisch bestimmten Geistes, der ein weit ausgreifendes Wissen spielend beherrscht und Zielen zustrebt, die im Unendlichen, im Zeitlosen, fast im Unmöglichen liegen. Wir stellen daneben (Tafel 30) ein anderes Antlitz von mittelländischem Schnitt, das — was das rein Körperbauliche betrifft — leichter und „feiner“ und also mittelländischer gebaut ist als das andere, obschon dieser junge Mann „einfacher Leute Kind“ ist, während jener Denker aus italienischem Adel stammt, der seine Abkunft auf Normannen zurückführt. Mächtigkeit setzt der Verfeinerung eine Grenze: das Antlitz links ist in gewissem Sinne „feiner“, weil kein mächtiger Geist es als sein Ausdrucksfeld gebraucht. „Feinheit“ (im mittelländischen Sinne dieses Wortes) ist ein Wert, der in einer nordischen Wertordnung kein oberster Wert sein kann, ohne daß daran nordisches Leben sich verkehrte. Eine Herrschaft der Frau im altkretischen Sinne schafft Hochkulturen nur dann, wenn sie auf einer „Insel der Seligen“ sich abspielt und dort es sich leisten kann, Verfeinerung als obersten Wert und um jeden Preis zu wollen.

Ob die vier Bilder der nächsten Folge (Tafel 33—36) ausreichen, um einen Einblick in die artrechte Ordnung ostischer Lebenswerte zu geben, hängt davon ab, wieweit der Betrachter darin geübt ist, aus dem Baugesetze einer lebendigen Gestalt schon zu erkennen, wozu diese Gestalt gebaut ist. Die Gegenüberstellung Tafel 34/35 zeigt je ein nordisches und ein wesentlich ostisches Antlitz in der Bewegung, und zwar in der Bewegung des Lachens. Die Vergleichung beider Köpfe sagt nichts darüber, daß die nordische Rasse durch die Eigenschaft „Heiterkeit“ gekennzeichnet sei und die ostische auch, sich also beide Rassen des Besitzes dieser Eigenschaft erfreuten und somit einander (wenigstens in diesem Punkte) verwandt seien. Vergleichungen dieser Art gehören der Vergangenheit der Rassenkunde an und sind durch die Forschung längst überholt worden. Rassenseelenforschung bedeutet nicht Zuteilung von Eigenschaften an die einzelnen Rassen und schulmeisterliche Erteilung von Zensuren, sondern eine strenge Erfassung von Gestaltgesetzen. Nordische Heiterkeit, wenn sie im einzelnen Menschen da ist, folgt anderen Gesetzen als z. B. ostische Heiterkeit, und sie

erscheint auch anders in den leiblichen Ausdrucksfeldern. Nicht daß da gelacht wird, kennzeichnet nordische oder ostische Rasse, sondern wie da gelacht wird. Die Rassenseelenkunde darf nicht müde werden, diesen Unterschied zu betonen, weil von der Erkenntnis solcher Unterschiede die Einsichtigkeit aller ihrer Ergebnisse abhängt.

Die Züge der nordischen Gestalt kennzeichneten wir als klar gegliedert und abgesetzt vom Raume, doch deuten alle ihre Linien in den Raum, von innen nach außen getrieben. Auch nordisches Lachen ist eine Bewegung hinaus: die schnittigen, kurvigen Linien des nordischen Gesichtes werden auch bei dieser Bewegung in der in ihnen vorgezeichneten Weise gebraucht. Der nordische Mensch lacht „hellauf" und schleudert sein Lachen gleichsam hinaus, wenn er nicht „an sich hält", d. h. sich selbst gegenübertritt und im Gegenausgriff diese Bewegung aufhält oder zügelt. Tafel 34 zeigt, wie ein nordisches Antlitz aus sich hinauslacht.

Das ostische Antlitz zeichnet der entsprechenden Bewegung andere Bahnen vor. Seine Formen sind nicht klar vom Raume und von einander abgesetzt, sondern gehen in einander über und verschwimmen: sie meiden die scharfe Grenze. Alles rundet sich da, die ganze Gestalt erscheint da als ein Gefüge von Kugeln, wobei das Wort „Gefüge" schon eigentlich nicht mehr paßt, weil es die Vorstellung klar unterscheidbarer Teile enthält. Im Spiel der Bewegung tritt hier nicht die Gliederung der Gestalt hervor, sondern diese verwischt sich, und ihre Linien weisen dann nicht von innen nach außen, sondern umgekehrt: es sieht dann eher aus, als würden sie nach innen gezogen. Das wird ganz deutlich zumal beim ostischen Lachen. Tafel 35 zeigt ein wesentlich ostisches Antlitz, wie es in sich hineinlacht.

Die nächste Folge (Tafel 37—40) bietet einen Blick auf jenes Menschentum, das in der Rassenkunde oft „dinarisch" genannt wird. Das Wort weist auf die Dinarischen Alpen hin und soll besagen, daß dort das Kerngebiet dieses Menschenschlages sei. Von dort aus reiche sein Vorkommen weit in die Nachbargebiete hinein, auch in die der deutschen Südostmark. Die Rassenkörperkunde hat diesen Menschenschlag beschrieben, und manche Vertreter dieser Wissenschaft nehmen an, daß es sich in ihm um eine erbfeste Gestalt, also um eine eigene Rasse handle. Innerhalb der deutschen Lande sei diese Rasse zumal in Österreich zu finden; ihr Vorkommen nehme dort von Norden nach Süden zu.

Im Sommer und Herbst 1937 habe ich an Ort und Stelle versucht, diese Angaben, besser Annahmen, auf ihre Stichhaltigkeit zu prüfen. Ich bewegte mich innerhalb des damaligen Österreichs von Norden nach Süden und hoffte, in Steiermark oder Kärnten oder Tirol ein Gebiet zu finden, wo dieser Menschenschlag in der Bevölkerung überwiegt und wo es sich also verlohnte, mit rassenseelenforschender Arbeit anzusetzen. Doch es ergab sich leider, daß es ein solches Gebiet nicht gibt. Nähme der „dinarische Einschlag" von Norden nach Süden zu (was zu erwarten berechtigt wäre, wenn die Voraussetzung stimmte, daß er mit dem Menschenschlag der Dinarischen Alpen gleichzusetzen sei), dann müßte er am stärksten etwa in den Karawanken vertreten sein. Aber gerade das ist nicht der Fall. Ich habe dort und in anderen Teilen der Südostmark reichlich Gelegenheit gefunden, deutsche Menschen wesentlich nordischen Blutes kennen zu lernen und auch abzubilden; „Dinarier", was die Rassenkunde so beschreibt, fand ich nur in seltenen Einzelfällen. Daß aber diese als Vertreter einer eigenen Rasse anzusprechen seien, das scheint mir seitdem fraglicher als je.

Wohl, es ist überall im Südosten des deutschen Volksgebietes unter dessen Bewohnern etwas zu finden, das in anderen Gebieten seltener ist. Alle vier Köpfe unserer letzten Folge zeichnet etwas aus, das sie von den übrigen hier abgebildeten Rasseköpfen unterscheidet. Die Linienführung und der Blick des Mannes aus dem Kapruner Tal (Tafel 37) ist so vielleicht nur im deutschen Südosten möglich. Und der Bauer aus dem Salzkammergut, den unsere Tafel 38 zeigt, ist wesentlich das, was von manchen als „dinarisch" beschrieben wird, und ist zugleich wesentlich deutsch. Die Linien erinnern in vielen Zügen deutlich noch an Nordisches, aber der Blick greift nicht hinaus. Er ist anders. Das bayerische Mädchen auf Tafel 39 könnte fast die Tochter dieses Mannes sein (in Wahrheit ist jenes uns schon bekannte, wesentlich nordische Mädchen von Tafel 20 seine Tochter). Das bayerische Mädchen hat in seiner Erscheinung etwas, das sie sofort als Kind des bajuwarischen Stammes erkennen läßt; und dieses Etwas liegt nicht allein in der geschichtlich bedingten Stammesprägung: es weist auf einen Blutseinschlag, der so vielleicht nur im deutschen Südosten vorkommt. Aber dieses Antlitz ist ja in vielen seiner wesentlichen Züge gerade besonders nordisch, wenn schon auch sein Blick nicht — im nordischen Sinne — hinausgreift. Was nun dieses Etwas, dieses Besondere sei, das diesen deutschen Menschen ihre Eigenart verleiht,

das ist — zum mindesten rassenseelenkundlich — bis heute unerforscht. Denn jene angeblich psychologischen Beschreibungen der „dinarischen Rasse“, die sich in der Aufzählung einiger Eigenschaften erschöpfen, wie man sie überall auf diesem Planeten findet (z. B. „rauhe Kraft und Geradheit“), haben mit diesen Menschen nichts zu tun. Kein Forscher, der sorgfältig zusieht, vermag bis heute zu sagen, ob das Besondere, das diesen Menschen eignet, aus dem Wesen einer anderen, nordfremden Rasse oder vielmehr aus einer Verschlingung von Zügen mehrerer Rassen kommt, in der die nordische Rasse vorherrscht. Denn außer den Eigenheiten, die jede Rasse als solche in die Mischung mitbringt, sind auch noch andere Eigenheiten zu beachten, die erst die Mischung selbst hervorbringt.

Und ob nun dieses Etwas, das dem Menschentum des deutschen Südostens eignet (doch ohne in irgendeinem Gebiete dort auch nur annähernd „rein“ für sich hervorzutreten), gleichzusetzen sei mit dem, was in den Dinarischen Alpen lebt und nach ihnen benannt wird, das muß nach dem heutigen Stande der Forschung eher bezweifelt werden als bejaht. Die Untersuchung von Gerhard Gesemann[1]), aber auch anthropologische Untersuchungen wie die von Hella Pöch, sprechen weit eher für das Gegenteil. Es wird noch manches Stück Arbeit kosten, bis in diesen „dinarischen“ Fragen Klarheit herrscht.

Was die Köpfe betrifft, die diese Folge zeigt, so ist zumal in dem Antlitz des Bauern auf Tafel 38 eine klare, feste geschichtliche Linie zu finden, die so gut germanisch ist wie irgend sonst ein deutsches Antlitz, wenn sie auch anders als niederdeutsch und auch anders als das ist, was die Geschichte als preußische Form geprägt hat. Die deutsche Südostmark ist — nicht nur dem Raume nach — Althellas näher als sonst ein deutsches Land, wenigstens jenem Althellas, das ewig geworden ist durch seine geistige Schöpfung, weil es vom spartanischen Krampfe frei blieb. Das Leisten-Müssen des nordischen Menschen ist hier gemildert: mehr als der Drang des ewigen Wollen- und Werden-Müssens gilt hier die Kunst, zu sein.

Was zu den Bildern der letzten Folge (Tafel 41—48) zu sagen ist, haben wir am Ende des vorigen Kapitels gesagt.

---

[1]) G. Gesemann, Der montenegrinische Mensch. Prag 1934.

Nachwort.

Als in den Jahren 1921/22 die erste Fassung dieses Buches geschrieben wurde, gab es noch keine Wissenschaft von der Rassenseele, noch keine Psycho-Anthropologie. Der Weg zu ihrer Begründung mußte erst freigelegt werden, und das geschah mit der Arbeit an diesem Buche, vielmehr: an jenem Buche, denn die jetzt vorliegende Fassung deckt sich nicht mehr mit der ersten. Mit Recht vermerkten die Beurteiler damals, daß darin mehr von den Grundlagen einer möglichen Wissenschaft von der gearteten Seele und ihrem gearteten Ausdruck die Rede war als von der nordischen Seele. Für jene Leser aber, die nicht wissen wollen, wie man dazu kommt, seelische Artgesetze zu erkennen, sondern nur nach dem nordischen Artgesetze fragen, bedeuteten zwei Drittel des Buches eine leidige Beschwerung: für sie gehörte gar vieles zum Schutt der Werkstatt, nicht zum Werke selbst.

Daher entschloß ich mich, den Stoff auf drei verschiedene Bücher zu verteilen, von denen dieses hier für alle jene bestimmt ist, die nichts andres wollen als ein Bild der nordischen Seele. Die Frage nach den Grenzen des Verstehens dient hier nur noch der Einleitung. Umrisse anderer Rassen sind hinzugefügt; doch wird von fremder Artung nur soweit gehandelt, als es gilt, das Nordische dagegen abzugrenzen. Wer Aufschluß über fremde Artgesetze um ihrer selbst willen sucht, sei auf mein Buch „Rasse und Seele“ verwiesen, das gleichzeitig in neuer Bearbeitung erscheint. Alle jene Fragen aber, die der ersten Auflage des vorliegenden Buches im Vordergrunde standen — die Frage z. B. nach der Möglichkeit einer verstehenden Wissenschaft von Rassenseelen — werden in einem besonderen Buche behandelt, dessen Vollendung bisher zurückstehen mußte hinter dringlicheren Aufgaben unserer Zeit.

Denn auch die Wissenschaft gehört nicht mehr sich selber, sondern dem Volke, aus dem sie hervorgeht und dessen Geschichte sie dient. Das nordische Vorbild ist erwacht; es steht nun da und wirkt gestaltend und aufrufend in die deutsche Zukunft. Das legt uns die Pflicht auf, von Fall zu Fall zu zeigen, wie denn der einzelne Volksgenosse das nordische Vorbild in sich verwirklichen könne und wo die Grenze solcher Selbsterziehung sei. Der 8. Auflage wurden die Kapitel 13 „Die nordische Entscheidung“, 14 „Noch einmal: Seele und Landschaft. Der Ostraum“ und 15 „Zu den Bildern“ eingefügt; sie zeigen im

Umriß und an ein paar ausgewählten Einzelheiten, was hierüber zu sagen ist. Mehr ins Einzelne geht mein Buch „Rasse und Charakter", dessen 1. Teil (Das lebendige Antlitz) schon vorliegt (2. Aufl. Frankfurt a. M. 1938).

Etwa fünf Jahre lang konnte „Die nordische Seele" nicht neu aufgelegt werden, da der Verfasser zu Forschungszwecken im Morgenlande weilte und dort — zeitweise als Beduine unter Beduinen Nordarabiens lebend — zu einer Bearbeitung nicht in der Lage war. Auch die jahrelange Forschungsarbeit im seelischen Fremdland mußte der Ergründung unserer Grenzen, der Abhebung des Nordischen von allem Nordfremden, dienen. Wir hoffen, daß auch dieses Buch davon gewonnen hat.

Von Vertretern älterer Schwesterwissenschaften ist die Rassenseelenkunde (Psycho-Anthropologie) — wie eben alles Neue in der Zeit seines Anfangs — zunächst mit Mißtrauen und Abneigung empfangen worden; später wurde sie von den einen freimütig anerkannt, von anderen heimlich benutzt, wenn auch öffentlich bisweilen noch verleugnet. Heute wünscht fast jede Statistik erblicher Eigenschaften als Rassenseelenkunde zu gelten. Der Klarheit des Gedankens und dem Werke der Volksgestaltung ist dies schädlich, aber solche Trübungen klärt zuletzt die Zeit. Mit der Wirkung meiner Arbeiten inner- und außerhalb der Wissenschaft darf ich zufrieden sein, da ich bei Freund und Feind ihre Gedanken und selbst ihre Wortprägungen in fruchtbarem Wachstum sehe. Es ist ja die Wahrheit, auf die es ankommt, und nicht der Name, unter dem sie umgeht.

L. F. C.

Stichwörter- und Namenverzeichnis

Dr. Ludw. Ferd. Clauß

Rasse und Seele

Eine Einführung in den Sinn der leiblichen Gestalt

14., umgearbeitete Auflage. 74.—80. Tausend. Mit 118 Abbildungen zumeist nach eigenen Aufnahmen des Verfassers. Geh. Mk. 5.50, Lwd. Mk. 7.—.

Aus dem Inhalt: Die Wertfrage / Der Leistungsmensch. Die nordische Rasse / Der Verharrungsmensch. Die fälische (dalische, atlantische) Rasse / Der Darbietungsmensch. Die mittelländische (mediterrane, westische) Rasse / Der Offenbarungsmensch. Die wüstenländische (orientalide) Rasse / Der Erlösungsmensch. Die vorderasiatische (alarodische, armenoide) Rasse / Der Enthebungsmensch. Die ostische (alpine) Rasse.

Forscher, die nicht nur mit dem Verstande erklügeln und durch Berechnungen ihre Ergebnisse ertüfteln, sondern das Wahre, das Seiende mit der Seele, mit feinstabgestimmten Innerlichkeiten erfühlen, Forscher, die Seher sind, wandeln selten unter uns. Wir grüßen sie wie Erscheinungen aus edleren Welten. Einer von diesen ist der Dichter-Forscher L. F. Clauß. Nordische Blätter.

Clauß schöpft aus intuitivem Mitsein mit den einzelnen Vertretern der geschilderten Stile bzw. Rassen. Aus diesem Grunde gewinnt denn auch das Buch seine überzeugende Form, es zwingt zum Mitgehen und in diesem Mitgehen zum Verstehen. D. h. aber nichts anderes als: man muß dieses Buch lesen, um es zu verstehen und anerkennen zu können. Erst dann gewinnen die „Stile" und „Rassen" ihre lebendige Fülle. Zeitschr. f. Parapsychologie.

„Dr. Ludw. Ferd. Clauß ist der Begründer eines neuen Zweiges rassenkundlicher Wissenschaft, der Rassenseelenkunde. Aus dem schon in seiner Jugend beginnenden Erleben menschlicher Bewegungen und Haltungen als Ausdruck einer ihnen eingeborenen Seele, ist in ihm ein Drang geworden, der ihn zunächst durch Deutschland und Nordeuropa trieb. Nicht am Schreibtisch, sondern im Zusammenleben und -arbeiten mit diesen Menschen hat sich ihm zunächst der Begriff der nordischen Seele mit allen ihren Feinheiten in den einzelnen Lebenslagen und in ihrer Beziehung zur Landschaft und Gemeinschaft erschlossen. Aus diesen Erkenntnissen erstand sein erstes Buch: „Die nordische Seele."
Der Gegensatz zu anderen ist auf dem Gebiet des Seelenstudiums aber schon immer die beste Quelle zum Sehen neuer Grundzüge gewesen. So zog denn Clauß hinaus in die Welt, um die Berührung mit allen anderen Rassen zu suchen. Dabei formte sich ihm der Begriff des Leistungsmenschen für die nordische Rasse. Des Verharrungsmenschen für die fälische Rasse. Des Darbietungsmenschen für die mittelländische Rasse. Des Offenbarungsmenschen für die wüstenländische (orientalide) Rasse, des Erlösungsmenschen für die vorderasiatische Rasse und des Enthebungsmenschen für die ostische Rasse. Aus diesen Erkenntnissen baute er sein einzigartiges Buch: „Rasse und Seele" auf. Clauß zeigt sich in seinen beiden Büchern als ein wahrhaftiger Seher und Deuter der den Menschen bewegenden geheimsten Kräfte. Allein die seine scharfe Beobachtungsgabe bezeugenden eigenen Aufnahmen mit ihren kurzen knappen Unterschriften sind überragend." Der politische Brief, Hannover.

J. F. Lehmanns Verlag / München 15

Ein Lichtbildervortrag von Dr. L. F. Clauß

Rassenseele und Einzelmensch.

Mit 39 Lichtbildern auf 20 Bildkarten für das Episkop nach eigenen Aufnahmen des Verfassers und 27 Seiten Text. Kartoniert Mk. 2.40. Hierzu 20 Diapositiv-Platten (Zelluloid leicht und unzerbrechlich) Mk. 22.—, Glasplatten Mk. 30.—. Leihgebühr (nur die Zelluloidplatten werden verliehen!) Mk. 10.—.

Der ausführliche Text des Vortrags umfaßt 27 Druckseiten in großer, gut lesbarer Schrift und kann von jedem Vortragenden unmittelbar verwendet werden. Die Darlegungen wirken überzeugend, weil sie auf eigenen Beobachtungen beruhen und durch zahlreiche Beispiele lebendig vor Augen geführt werden. Der Vortrag gliedert sich in folgende kurze Abschnitte:

Worin liegt das Rassenseelische? (Über die Verwechslung von Rassenseele und Charakter) / Gleiche Rasse, verschiedener Charakter / Gesetze der Gestalt / Gestalt und Bewegung / Verschiedenartiges Verhalten bei gleichem Anlaß / Rassenmischung.

Die beigegebenen Bildkarten, in denen zur Hauptsache die europäischen Rassen, vorwiegend die nordische, vertreten sind, zeigen die besondere Fähigkeit des Verfassers, die feinsten seelischen Regungen im Bilde festzuhalten.

Der Vortrag ist für alle mit der rassenpolitischen Schulung und Aufklärung Betrauten von außerordentlichem Wert.

★

Grundlegende Werke von Reichsernährungsminister und Reichsbauernführer R. W. Darré

Das Bauerntum als Lebensquell der Nordischen Rasse.

45.—50. Tausend. Geh. Mk. 8.—, Lwd. Mk. 10.—.

„In schonungsloser, grausamer Folgerichtigkeit zeichnet Darré das Schicksal der Völker. Bauerntod ist Volkstod. Auf dem Ackerland wächst nicht nur das Brot, sondern es wachsen dort auch die Menschen. Das kann man nicht mehr vergessen, wenn man dieses Buch gelesen hat. Und man muß es lesen um zu wissen: Halt! Bis hierher mit dem deutschen Bauerntum und nicht weiter! Und dann zurück zu den tausendjährigen Gesetzen, nach denen allein Geschlecht um Geschlecht sich auf der Scholle wie eine Kette aneinanderreihen kann. — Dieses Buch muß gelesen haben, wer vom deutschen Bauerntum sprechen will." NS. „Landpost".

Neuadel aus Blut und Boden.

56.—60. Tausend. Geh. Mk. 5.20, Lwd. Mk. 6.30.

„Mit tiefster Eindringlichkeit entwirft Darré praktische, unserem heutigen Dasein angepaßte, im innersten Wesen aber ewiggültige Vorschläge für den ‚Hegehof', den kommenden Edelmann und die Aufzucht eines neuen Geschlechts."

Nationalsozialistische Monatshefte.

Das Schwein als Kriterium für nordische Völker und Semiten.

Kart. Mk. 1.—.

Walther Rathenau und das Problem des nordischen Menschen.

Walther Rathenau und die Bedeutung der Rasse in der Weltgeschichte. Kart. Mk. —.50.

Nordische Schönheit. Ihr Wunschbild im Leben und in der Kunst. Mit 165 Abb. Geh. Mk. 6.60, Lwd. Mk. 8.—.

„Das feingeistige und kluge Buch des alten nationalsozialistischen Kulturpolitikers wird sich viele Freunde erwerben. Selten ist so sehr gerade das Positive und Schöne in der Kunst der nordischen Völker herausgestellt wie hier. Das Buch ist eine wahre Seelenbefreiung. Der es geschrieben hat, ist wie kein anderer berufen, das nordische Schönheitsideal darzustellen. Das Buch sollte vor allem zur Kunsterziehung in den Schulen verwandt werden." Hakenkreuzbanner, Mannheim.

Kunst und Rasse. Mit 175 Abbildungen. 3., vermehrte Auflage. Geh. Mk. 5.50, Lwd. Mk. 7.—.

„Maßvoll im Urteil, sorgfältig in der Auswahl des ungeheueren Materials, das er meisterhaft beherrscht, zeigt der Leiter der Weimarer Bauschule an Hand von schlagenden Beispielen, wie ‚unlöslich abhängig die Körperlichkeit des Künstlers zu seinem Werke steht und wie umgekehrt das Werk Rückschlüsse auf die Rasse und damit auf die geistig-seelische Haltung des Künstlers oder des über ein Kunstwerk Urteilenden zuläßt." NS. Erziehung.

Rassenkunde des deutschen Volkes. Von Prof. Dr. H. F. K. Günther. 509 Seiten mit 29 Karten und 526 Abbildungen. 103.—113. Tausend. Geheftet Mk. 10.—, in Leinen Mk. 12.—, in Halbleder Mk. 15.—.

„Die vornehme und sachliche, sorgfältig abwägende Art der Darstellung, verbunden mit einem glänzenden Stil, macht das Studium des ausgezeichneten Buches zu einem Genuß." Blätter für deutsche Vorgeschichte.

Die wesentlich gekürzte Ausgabe des großen Werkes — der „Volks-Günther": Mit 100 Abb. und 13 Karten. 206.—225 Tsd. Geh. Mk. 2.—, Lwd. Mk. 3.—.

Altgermanische Kultur in Wort und Bild. Drei Jahrtausende germanischen Kulturgestaltens. Von Professor Dr. Wolfgang Schultz.

(14.—18. Tausend.) Mit 234 Abbildungen auf 112 Tafeln und 7 Karten. Geh. Mk. 6.—, Lwd. Mk. 7.50.

„Das Werk von Wolfgang Schultz gehört zu der kleinen Zahl von Büchern, die aus der Menge der über das gleiche Thema erschienenen Schriften herausgehoben und empfohlen werden können. Der Verfasser beschränkt sich auf eine großzügige und zusammenhängende Darstellung der sich aus den Funden ergebenden Entwicklung und verarbeitet die geschichtlichen Nachrichten und das, was wir aus den antiken wie aus den germanischen Quellen und Überlieferungen wissen, mit den Ergebnissen der Wissenschaft des Spatens zu einem einzigen Bild. Vorzüglich sind seine Ausführungen über die Dichtkunst und die Religion unserer Vorfahren. Das Einzigartige an dem Werk ist aber seine außerordentlich reichhaltige Ausstattung mit Bildern." Deutsche Allgemeine Zeitung.

Rasse und Humor. Von Studienrat Siegfried Kadner. 2., neubearb. und erweiterte Auflage. Mit 58 Abb. Geh. RM. 3.80, Lwd. RM. 4.80.

„Wissenschaftlicher Ernst und deutsche Gründlichkeit vermitteln in ergötzlicher Anschaulichkeit einen lehrreichen Streifzug quer durch alle Gattungen des Humors der Völker." Der Schulungsbrief, Berlin.

„Wie für die Artverschiedenheit der Menschen untereinander Landes- und Sprachgrenzen keine absolute Geltung haben, sondern das natürliche Erbgut der rassischen Eigenschaften und Anlagen Trennung und Bindung schicksalhaft bestimmt, so sind auch die mannigfaltigen Spielarten des Humors und der Komik von Grund auf nur zu verstehen, wenn sie nicht nur im nationalen, sondern im rassischen Zusammenhang betrachtet werden. Diesem Versuch dient das vorliegende Buch, das, durchzogen von zahlreichen Proben köstlichen Humors aller Zeiten, von der ersten bis zur letzten Seite fesselnd zu lesen ist." Geogr. Anzeiger.

Rasse, Volk, Soldatentum. Von Major E. Hundeiker. Mit 37 Abbildungen auf 16 Bildertafeln. Geh. Mk. 4.80, Lwd. Mk. 6.—.

„Der Offizier und der Rassenforscher haben sich in diesem vielseitigen Buch gefunden und zu einer nationalsozialistischen Volks- und Weltbetrachtung vereint, deren sowohl wehrgeschichtlich als auch nationalpolitisch erfahrungsreiche Darstellung einen wertvollen Beitrag zur Vertiefung unseres neuen Weltbildes liefert. Nicht allein für den Truppenführer, sondern mehr noch für den Politiker, gerade für die Außenpolitik ist das Wissen um das Denken und die Seele anderer Rassen, Völker und Heere von ausschlaggebender Bedeutung." Schulungsbrief.

Aus dem Inhalt: Rassische Grundlagen / Was die Kriegsgeschichte lehrt / Eine Schlacht des Weltkrieges als Beispiel / Französische, russische und deutsche Generalstabskarten / Beobachtungen über die französischen Stellungen / Die Freischärler der Balkanvölker / Die ostische Rassenseele des bulgarischen Soldaten / Zwischen den Erdteilen / Gibt es eine „Schwarze Gefahr" / Der Soldat im gelben Rassenkreis / Das Geheimnis japanischen Soldatentums / Indiens Kasten-Kriegertum / Der nordische Soldat in der Geschichte / Volkstypus-Seelenbild-Soldatentypus / Der Sinn des Parademarsches / Die verschiedenen Rassen im französischen Soldatentum / Wie sich der Engländer zu seinem Heer stellt / Ist der russische Soldat besser geworden? / Einiges über die übrigen europäischen Völker / Das Soldatentum des Faschismus / Aus der Seekriegsgeschichte der europäischen Völker / Taktische Fragen unter dem Gesichtspunkt von Volk und Rasse / Weltkriegserfahrungen.

Musik und Rasse. Von Studienrat Rich Eichenauer. Mit 43 Abbildungen und 90 Notenbeispielen. 2., verb. Auflage. Geb. Mk. 7.50, Lwd. Mk. 9.—

„Das vortreffliche Werk liegt nunmehr in der 2. Auflage vor. ... Wir gestehen gerne, daß uns erst an der Hand dieses sachkundigen Führers das Gefühl für die Größe des gregorianischen Gesanges aufgegangen ist, wie der Verfasser überhaupt versteht — die zahlreichen Notenbeispiele unterstützen dabei das textlich Gebotene — auch spröde Stoffgebiete in anschaulichster Form zu behandeln. — Es soll nicht unterlassen werden, auf die beispielhaft schöne Bebilderung hinzuweisen."
NS. Briefe, Darmstadt.

Ludwig Ferdinand Clauß : Die nordische Seele